Gegründet 1860

Westfälischer Telegraph

80. Jahrgang

Mendener Heimat-Blatt Zeitung

Fröndenberger Nachrichten — Lendringser Zeitung

Einzige in Menden gedruckte Zeitung

Erscheint täglich morgens mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Rotationsdruck und Verlag: Verlagsgesellschaft v. Rauchenbichler, Menden. — Geschäftsstelle: Menden, Iserlohnerstraße 35. — Fernsprech-Sammelnummer 2017 Menden. Bezugspreis monatlich RM. 1.90 zuzüglich 30 Pfg. Botenlohn — Durch die Post 2.56 RM

Bei Eintritt höherer Gewalt, Papier- und Strommangel besteht kein Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder Rückzahlung des Bezugspreises. Anzeigenpreise laut unserer Preisliste Nr. 6 vom 1. Juli 1939, deren Bestimmungen für alle Anzeigenaufträge gelten. — Beilagen werden nicht angenommen. Anzeigenschluß am Vorabend 6 Uhr.

Nr. 137 — Mittwoch, den 12. Juni 1940 — Jahrgang 1940

Kampf der Plutokratie

Die Kriegserklärung des faschistischen Italien ist unmißverständlich: sie gilt England und Frankreich als den Trägern eines plutokratischen Systems, das sich anmaßt, die natürlichen Lebensrechte der Völker zu vergewaltigen. Gegen diese Geldsackclique stehen das deutsche und das italienische Volk Schulter an Schulter in einem Kampf, der durch die unverschämte europafeindliche Politik Englands und seines Vasallen Frankreich heraufbeschworen wurde.

Zwei Welten stehen sich gegenüber, dort die alte, morsche Welt kapitalistischer Ausbeutung, hier die junge, neue Welt nationaler Freiheit und sozialer Gerechtigkeit. Zwei einfache Soldaten des Weltkrieges haben das Schicksal ihrer Völker in ihre Hand genommen und sind nun die Vollstrecker ihres Lebenswillens geworden. Ihr Ziel ist die Vernichtung der Plutokratie. Der Duce hat in seiner historischen Ansprache am Montag klar herausgestellt, daß dieser Krieg eine Angelegenheit ist, die zwischen England und Frankreich auf der einen und Deutschland und Italien auf der anderen Seite ausgetragen wird. Es besteht also keine Absicht, andere Völker in diesen Konflikt hineinzuziehen, und an diesen Völkern selbst liegt es, sich nicht einzumischen oder einmischen zu lassen.

Die Haltung Italiens entspricht hier völlig der Ansicht des Reiches. Deutschland ist auch in dieser Hinsicht mit Italien solidarisch. Mussolinis Hinweis ist eine Warnung vor den Kriegsausweitungsversuchen der Plutokratien, die nach dem alten Rezept britischer Kriegspolitik Umschau nach Hilfsvölkern halten, die sich für die Geldsackinteressen an der Themse verbluten.

Polen war wahnsinnig genug, auf das demokratisch-plutokratische Garantieangebot hereinzufallen. 18 Tage dauerte es nur, dann hatte Polen aufgehört zu bestehen, verlassen und verraten von denen, die angeblich seine Freunde waren. Im blinden Vertrauen auf das englisch-französische Garantieversprechen beging Polen Selbstmord. Die verantwortlichen Politiker Norwegens waren nicht minder töricht. Sie verstanden die Zeichen der Zeit nicht, ließen sich in den Konflikt einmischen mit dem Erfolg, daß Norwegen von England und Frankreich genau so verraten und verlassen wurde wie Monate zuvor Polen. Auch das Schicksal Hollands und Belgiens ist eine Warnung. Heute ist Frankreich das gefügige Hilfsvolk der britischen Plutokraten, ein Land, durch die Unvernunft und den verbrecherischen Wahnwitz seiner Politiker dem Untergang geweiht.

Mit allen Mitteln der Intrige, auf dem Wege der Diplomatie, durch Aktionen geheimer Agenten, mit Hilfe der Lüge und Verleumdung, durch Morde und andere verbrecherischen Anschläge versuchte England immer und immer wieder, die Brandfackel des Krieges auch in die Länder zu tragen, die der Duce in seiner Rede erwähnte. Sie sollten in Furcht und Panik gestürzt werden und im Mißtrauen gegen Deutschland und Italien ihre Neutralität zugunsten der demokratischen Kriegspolitik aufgeben.

Niemals ist es den Kriegstreibern dabei daran gelegen, für die Interessen dieser Länder etwas zu tun, sondern es geht einzig und allein darum, möglichst Kriegsschauplätze fernab Englands und Frankreichs zu finden, damit die Plutokratie vom Kriege selbst verschont bleibt. Aber die alte Macht und Herrlichkeit, der künstlich gezüchtete Nimbus der Unbesiegbarkeit Englands, wie überhaupt der westlichen Demokratien, ist unter den furchtbaren Schlägen der deutschen Wehrmacht zusammengebrochen.

Heute jammert man in London, von Panik vor einer deutschen Invasion ergriffen. Wo zeigt sich noch die angeblich Meere beherrschende englische Seemacht? Welch furchtbares Schicksal hat das überstolze britische Expeditionskorps, die Elitetruppe Englands, erlitten. Es ist vernichtet worden. Nur ganz winzige Reste haben das nackte Leben retten können. Auch Frankreichs Wehrkraft ist gelähmt. Nach der Schlacht von Flandern befinden sich die französischen Truppen in der nunmehr entbrannten Schlacht von Frankreich bereits im Rückzug, und der General Weygand selbst mußte die katastrophale Situation mit den Worten zugeben, daß man in das letzte Viertel der Stunde eingetreten sei. Die Länder, die sich noch vor Wochen als große Mächte aufspielten und anderen ihre angeblich wirksame Hilfe anboten, schreien jetzt selbst um Hilfe. Sie sind wie sinkende Schiffe, deren gewaltiger Strudel alle die mitreißen würde, die so töricht wären, wie Polen, Norwegen, Holland und Belgien, sich in den Bereich dieses Strudels zu begeben.

Dieser Krieg ist eine Revolution, die Geburtsstunde eines neuen Europa, dessen erwachte Völker Deutschlands und Italiens jetzt endgültig die Fesseln plutokratischer Vergewaltigung abwerfen. Europa will leben, leben wollen auch das deutsche und das italienische Volk, und deshalb muß die Plutokratie sterben.

Rastlose Verfolgung des Feindes

Starke feindliche Kräfte abgesprengt und umschlossen — Erfolge der Luftwaffe in Le Havre

Mehrere Schiffe vernichtet

Führerhauptquartier, 11. Juni. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Die große Schlacht zwischen der Kanalküste und der Maas ist immer noch in vollem Gange.

Am rechten Flügel und in der Mitte wird die Verfolgung der geschlagenen französischen Armeen rastlos fortgesetzt, zwischen Reims und den Argonnen noch erbittert, aber erfolgreich gerungen. An mehreren Stellen sind starke feindliche Kräfte abgesprengt und umschlossen und sehen ihrer Vernichtung entgegen.

Infolge der schweren blutigen Verluste und der großen Einbuße an Gefangenen und Material aller Art schwindet die feindliche Widerstandskraft zusehends dahin.

Kampf- und Sturzkampfverbände griffen wiederum den Hafen und die Kaianlagen von Le Havre an, zerstörten die Schleusen, versenkten einen Zerstörer und beschädigten weitere Schiffe, darunter einen Zerstörer und zwei Transporter von 10 000 Tonnen, durch schwere Bombentreffer.

Neben den dichten Kolonnen des zurückgehenden Feindes, Transporten, Ansammlungen, Batteriestellungen, die mit Bomben belegt wurden, gelang es der Luftwaffe auch, mehrere Brücken über die Marne und die untere Oise zu treffen und teilweise zu zerstören und so den feindlichen Rückzug empfindlich zu hemmen.

Am 9. Juni wurden im Nordmeer ein Kreuzer und vier Transportschiffe mit Bomben angegriffen und so schwer getroffen, daß die Mehrzahl dieser Schiffe ausbrannte.

Feindliche Flugzeuge warfen wieder im Schutz der Dunkelheit einzelne Bomben über Nord- und Westdeutschland ab. Wesentlicher Sachschaden ist nicht entstanden. Die Gesamtverluste des Gegners in der Luft betrugen gestern 29 Flugzeuge, davon wurden im Luftkampf 19, durch Flak 6 abgeschossen, der Rest am Boden zerstört. Ferner wurden drei Sperrballons abgeschossen. Acht eigene Flugzeuge werden vermißt.

Der Oberleutnant und Kompaniechef in einem Infanterieregiment, Volker Paeskelmann, hat an der Spitze seiner Kompanie durch vorbildliche Kaltblütigkeit acht angreifende feindliche Panzerkampfwagen zur Uebergabe gezwungen.

*

Der bisherige Verlauf läßt an dem Ausgang der großen Schlacht keinen Zweifel mehr. Bezeichnend für den Stand der Dinge ist die Tatsache, daß der Angriff der deutschen Divisionen bereits vielfach den Charakter der Verfolgung der französischen Armeen angenommen hat.

Die Verluste des Gegners an Gefangenen und Kriegsmaterial sind derart hoch, daß seine Widerstandskraft vielfach zu erlahmen beginnt. Stellenweise, wie z. B. in der Champagne, wird noch erbittert gekämpft, doch ändert dies nichts an der Tatsache, daß die endgültige Niederlage der Franzosen nicht mehr abzuwenden ist.

Wie schon bei der Mai-Schlacht in Flandern, ist es auch diesmal gelungen, starke feindliche Streitkräfte von ihrem Gros abzusprengen und zu umzingeln, so daß ihnen nur noch die Wahl bleibt zwischen Vernichtung und Uebergabe. Wenn der französische Heeresbericht immer noch von einem „geordneten Rückzug" spricht, so geschieht das sicherlich nur zur Beruhigung der Bevölkerung.

In Wirklichkeit hat die deutsche Luftwaffe durch die Vernichtung zahlreicher Brücken im Marne- und Oise-Gebiet und durch Bombenabwürfe auf die dichten Kolonnen des zurückflutenden Feindes seine Rückzugsbewegung auf das schwerste gestört und seine Kampffähigkeit weiter herabgemindert.

Gleichzeitig haben die deutschen Flieger ihre beharrliche Zerstörungsarbeit an den Hafenanlagen von Le Havre fortgesetzt und abermals zahlreiche Kriegs- und Transportschiffe versenkt bzw. schwer getroffen. Unter diesen Umständen dürfte den Engländern auch die letzte etwa noch vorhandene Lust genommen worden sein, auf dieser Seite des Kanals in Erscheinung zu treten.

Engländer und Franzosen werden damit immer mehr voneinander getrennt und ein Hafen nach dem anderen an der französischen Westküste fällt entweder in deutsche Hand oder wird so zerschlagen, daß er für etwa geplante Landungen nicht mehr in Betracht kommen kann.

Schnellboote im Kampf

Berlin, 11. Juni. Bei Unternehmungen deutscher Schnellbootverbände gegen die britische Ostküste kam es zu heftigen Nachtgefechten zwischen unseren Schnellbooten und britischen Zerstörern. Unsere Boote kehrten vollzählig zurück.

Unvergänglichen Lorbeer

General von Falkenhorst dankt den Helden von Narvik

Oslo, 11. Juni. Der Oberbefehlshaber deutscher Truppen in Norwegen, General von Falkenhorst, erließ folgenden Aufruf an die Soldaten der Kampfgruppe Dietl:

„Am 9. April seid ihr auf Befehl des Führers in Norwegen gelandet und habt von diesem Tage ab mit beispielloser Zähigkeit unter größten Entbehrungen und trotz aller Wetterunbilden diesen Raum gegen alle Angriffe eines vielfach überlegenen Gegners verteidigt und gehalten.

Mit Stolz und Bewunderung haben Wehrmacht und Heimat euer tapferes Ausharren verfolgt, hat die ganze Welt Anteil genommen an eurer beispiellosen Standhaftigkeit und eurem heldenhaften Ausharren. Zwei harte Monate lang habt ihr pflichtgetreu unter härtesten Anstrengungen und Mühen im winterlichen Norden deutsche Soldatenehre unter schwersten Kampfbedingungen hochgehalten und Proben höchsten deutschen Soldatentums abgelegt. Was ihr geleistet, erduldet und gelitten habt, wird ewig in der Geschichte der deutschen Wehrmacht fortleben und unvergessen bleiben. Wir gedenken in dieser Stunde mit tiefer Dankbarkeit der Kameraden, die ihre Treue zu Führer und Reich mit dem Leben besiegelt haben.

Soldaten! Der Gegner hat den Kampf aufgegeben, die Waffen niedergelegt und kapituliert. Ihr seid Sieger geblieben und habt euch unvergänglichen Lorbeer erworben. Ich danke euch aus vollstem Herzen für eure Leistungen, die übermenschlich waren und von jedem das letzte verlangten. Ich bin stolz auf euch, und mit mir die gesamte Wehrmacht in Norwegen. Ich beglückwünsche euch zu dem herrlichen Sieg, den ihr errungen habt, und spreche euch allen meine Anerkennung zu dem gewaltigen Erfolg aus."

Brutale englische Rache

Eine Episode aus dem Kampf um Dünkirchen

Berlin, 11. Juni. Wer nicht zur höheren Ehre Englands verbluten und untergehen will, erhält von London den berühmten Fußtritt. Er wird beschimpft und verleumdet. Aber die britische Kriegführung kennt noch ganz andere Methoden für widerspenstige Bundesgenossen, Methoden, deren Brutalität alle Wahrscheinlichkeiten überschreiten, und die man für unmöglich halten würde, wenn sie nicht unter Beweis gestellt würden. Erst heute wird folgende Episode aus dem Endkampf um Dünkirchen bekannt:

Eine französische Artillerieabteilung geriet drei Tage vor dem Fall Dünkirchens bei der Stadt Fournes in eine unhaltbare Lage. Sie sah sich zur Uebergabe an die deutschen Truppen gezwungen. Plötzlich aber schlagen Artilleriegeschosse mitten in die Abteilung ein, obwohl sie bereits die Waffen gestreckt hat. Schießen die Deutschen weiter? fragen sich die entsetzten französischen Offiziere und Soldaten. Nein! Aber die englische Artillerie hat rückwärts die Uebergabe erkannt und nimmt nun eine ebenso gemeine wie brutale Rache an den Bundesgenossen.

Sollte Herr Duff Cooper diese Darstellung bezweifeln, so wird ihm mit Einzelheiten und den Aussagen empörter französischer Kriegsgefangener geantwortet werden.

Die neuen Wochenschauen

Berlin, 11. Juni. Das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda gibt bekannt:

Um möglichst allen Volksgenossen einen aktuellen Bildbericht von den Kriegsereignissen zu vermitteln, sind die Wochenschauen von zirka 300 Meter Länge in Friedenszeiten im Laufe des Krieges auf 1200 Meter verlängert und die Zahl der zum Einsatz gelangenden Kopien von früher 800 auf 1700 wöchentlich vermehrt worden. Das bedeutet, daß die Wochenschau mit ihren Kopien jetzt in einer Gesamtlänge von über zwei Millionen Meter mehr als in Friedenszeiten zum Einsatz gelangt.

Da im Großdeutschen Reich 6000 Lichtspieltheater mit Wochenschauen zu versorgen sind, kann trotz dieser Erweiterung des Wochenschaueinsatzes auf das Zehnfache auf eine Laufzeit der einzelnen Wochenschauen von vier Wochen insgesamt nicht verzichtet werden; denn abgesehen davon, daß die rechtzeitige Herstellung von wöchentlich 6000 Kopien für alle deutschen Lichtspieltheater technisch ganz unmöglich wäre, ist es auch zurzeit ausgeschlossen, die dafür notwendigen Rohfilmmengen bereitzustellen.

Diese Zahlen mögen als Erklärung dafür dienen, daß die neueste Wochenschau nicht in allen Filmtheatern gleichzeitig zur Vorführung gelangen kann.

Nach Italiens Kriegseintritt

Ein neuer schwerer Schock für Frankreich und England

Wie nicht anders zu erwarten, haben zwei der übelsten Kriegstreiber kurz nach der italienischen Kriegserklärung an England und Frankreich das Wort ergriffen, um die von ihnen betrogene Oeffentlichkeit weiterhin in die Irre zu führen. Der französische Ministerpräsident Reynaud, der inzwischen aus Paris die Flucht ergriffen hat, sprach über alle französischen Sender einschließlich Nordafrikas.

Er machte einleitend das Geständnis, daß die französischen Armeen sich auf dem Rückzug befinden, unterließ es aber nicht, diese neue militärische Niederlage mit albernen Phrasen zu beschönigen. Zum Kriegseintritt Italiens enthüllte Reynaud seine ganze Hilflosigkeit, aber zugleich auch seine weitgreifende Bestürzung: „Wie soll man das beurteilen?" — so meinte er mit fast weinerlicher Stimme — „Frankreich hat nichts dazu zu sagen."

Um wenigstens einigermaßen Trost auszusprechen, fing Reynaud dann an zu spinnen, indem er davon faselte, daß es zwischen Frankreich und Italien kein Problem gegeben habe, das man nicht durch Verhandlungen hätte lösen können. Der Börsenschieber Reynaud vergißt dabei ganz, daß Italien keine Lust hat, sich wie Deutschland zwei Jahrzehnte hindurch betrügen und von Verhandlungstisch zu Verhandlungstisch schleppen zu lassen, ohne daß dabei etwas herauskommt.

Auch die altgewohnten Phrasen „christliche Ideale" und „Solidarität der Menschheit" mußten in der Katzenjammerrede Reynauds wieder herhalten. Dann fing er an zu prahlen. Im Mittelmeer sei man stärker als anderswo.

Frankreich trete mit reinem Gewissen in den Krieg ein, moralische Kräfte seien auch Kräfte, Frankreich habe eine glorreiche Geschichte hinter sich, und es könne nicht sterben. Das war die Weisheit Reynauds, aus der heraus eine ganz unverschämte Einstellung spricht, wenn man bedenkt, wie gerade Frankreich und England Italien verspottet haben, wie diese beiden Länder durch ihre Sanktionspolitik, zu der man 52 Staaten aufhetzte, dem italienischen Volke noch vor Jahren das Wasser an die Kehle setzten.

In ähnlichen Phrasen wie Reynaud äußerte sich Duff Cooper, der davon sprach, daß Italien nun das Schwert Englands zu fürchten habe. Wir glauben, daß dieses Schwert bereits durch die Schläge der deutschen Wehrmacht sehr schartig geworden ist, aber britische Arroganz und Ueberheblichkeit ist unheilbar. Feigheit und Verräterei ist das mindeste, was dieser Engländer den Italienern vorwirft. Ausgerechnet ein englischer Minister wagt diese Worte zu gebrauchen, die doch gerade das Charakteristikum der Engländer sind, was sie immer wieder bewiesen haben. Drei Namen genügen: Namsos, Andalsnes und Dünkirchen. Das Antreten Italiens zum Kampf um sein heiliges Recht nennt dieser saubere Herr ein Verbrechen. Das wagt ein Mann zu sagen, der seine schmutzige Aufgabe darin sah, die Welt in den Krieg zu hetzen der für die Vernichtung Deutschlands eiferte, dieser Plutokrat reinsten Wassers der eine verrottete Welt in den Krieg gegen die jungen Nationen trieb, die nur ihre heiligsten Rechte forderten. Wenn er aber von Undankbarkeit fabelt, so sei er nur an die verabscheuungswürdigen Sanktionen erinnert, mit denen England Italien erwürgen wollte. Sein haßerfülltes Wutgeheul überschlägt sich aber, indem er den Duce des italienischen Volkes einen gemeinen Mörder schimpft. Diese abgrundtiefe Unverschämtheit kommt aus dem Munde des Ministers eines Volkes, dessen Geschichte in das Blut unzähliger unterdrückter Völker getaucht ist, in das Blut der Buren und Inder und so vieler anderer. Dieses Blut aber kommt nun über die plutokratische Welt, und dieser Haßgesang Duff Coopers ist nur ein Ausdruck der Furcht vor dem unwiderruflich Kommenden!

In Frankreich und England zeigt sich in Auswirkung der italienischen Kriegserklärung eine zunehmende Panik. Auch hier spielt wieder eine große Enttäuschung eine wichtige Rolle, denn bislang hatten die jüdisch orientierten Gazetten in Paris und London immer behauptet, die Freundschaft Berlin-Rom sei nur ein Bluff, nun aber steht die stählerne Achse, nun bewährt sie sich mehr, als es den englisch-französischen Plutokraten lieb ist. Nun ist auch endgültig das Phantasiegebäude einer angeblichen Trennung zwischen Deutschland und Italien kläglich zusammengebrochen.

Wüste Ausschreitungen

gegen Italiener in London und anderen englischen Großstädten

Kopenhagen, 11. Juni. Nach einer Reutermeldung kam es in den späten Abendstunden des Montag in dem Londoner Stadtteil Soho, in dem zahlreiche Italiener wohnen, zu „einigen" Unruhen. Flaschen wurden geworfen und sogar von Feuerwaffen Gebrauch gemacht. Ein Polizeibeamter wurde verletzt und mußte ins Krankenhaus gebracht werden. Die Fensterscheiben verschiedener italienischer Restaurants wurden zertrümmert. Die Polizei mußte die Ordnung wiederherstellen. Die Verhaftung italienischer Staatsangehöriger wird in den Provinzstädten fortgesetzt. Auch in Liverpool schleuderte der Pöbel Steine und andere Gegenstände auf die von Italienern geleiteten Geschäfte und Gaststätten, wobei recht beträchtliche Schäden verursacht wurden.

Kurze Zeit später gab Reuter eine „Zusatzmeldung" heraus, die deutlich die Spuren des Eingreifens des englischen Lügenministers Duff Cooper trägt. Diese Reutermeldung versucht nämlich zu beschönigen. In ihr wird behauptet, daß in Soho von Schußwaffen kein Gebrauch gemacht worden sei. Im übrigen handele es sich bei den dortigen Ausschreitungen um Schlägereien zwischen Griechen (!) und Italienern. Duff Cooper erdreistet sich also, die Schuld an den Unruhen den Griechen in die Schuhe zu schieben und er will so seine Landsleute reinwaschen.

Gleichzeitig meldet Reuter, daß auch aus anderen Städten Berichte über Unruhen gegen italienische Gaststättenbesitzer vorliegen. So besonders in Edinburgh, wo mehrere Personen verletzt wurden. Etwa hundert Personen wurden verhaftet und die Polizei mußte mit dem Gummiknüppel einschreiten. In Liverpool hätten italienische Gaststätten beträchtlichen Schaden erlitten und etwa 70 Italiener seien festgenommen worden.

Italiener werden verhaftet

Mailand, 11. Juni. Sofort nach der Kriegserklärung Italiens hat nicht nur in England, sondern im ganzen britischen Empire eine wüste Verhaftungs- und Terrorwelle gegen Italiener eingesetzt.

Nach den hier eingetroffenen Nachrichten wurden in Südafrika die ganze Nacht über Italiener in den verschiedensten Teilen des Landes verhaftet. In Durban und in Kapstadt hat britischer Pöbel unerhörte Ausschreitungen gegen die dort lebende italienische Bevölkerung verübt.

Auch auf der Insel Cypern wurden alle Italiener sofort nach der Erklärung Mussolinis verhaftet.

In Neuseeland wurde eine große Anzahl von italienischen Staatsangehörigen, vor allem die Angehörigen der Faschistischen Partei, interniert.

In Australien, wo über 27 000 Italiener leben, hat die Polizei, einer Nachricht aus Melbourne zufolge, besonders strenge Maßnahmen ergriffen.

Für Großbritannien hat der britische nationale Sicherheitsdienst — nach einer Reutermeldung — am Dienstag die Verhaftung von allen Italienern im ganzen Lande verfügt. Die in London lebenden Italiener, deren Zahl ungefähr 7000 beträgt, wurden kaum eine Stunde nach der Rede des Duce in großen Massen verhaftet.

Pierre Cot ermordet?

Madrid meldet Strafgericht an einem der übelsten französischen Kriegsverbrecher

Madrid, 11. Juni. Wie in hiesigen journalistischen Kreisen bekannt wird, soll der frühere französische Luftfahrtminister Pierre Cot von empörten französischen Fliegern in seiner Pariser Wohnung überfallen, verschleppt und außerhalb der Stadt erschossen worden sein.

Damit hätte einen der übelsten Hetzer und Kriegsverbrecher Frankreichs ein verdientes Strafgericht ereilt.

Sowohl der deutsche Sieg in Narvik als auch Italiens Kriegseintritt werden in Oslo als Entspannung empfunden. Die Flucht der Engländer aus Nordnorwegen hat den letzten Rest des britischen Prestiges zerstört. Im norwegischen Volk wächst die Empörung über die Behandlung norwegischer Soldaten durch die Engländer.

Dem Duce sind von Senat und Kammer begeisterte Telegramme zugegangen, in denen der unbedingten Zuversicht des Volkes und seiner berufenen Vertretungen Ausdruck verliehen wird.

Tagesbefehl des Duce

„Waffen und Herzen auf ein Ziel: den Sieg erringen!"

Rom, 11. Juni. Der Duce hat an die italienische Wehrmacht folgenden Tagesbefehl erlassen:

„Durch Entscheid Seiner Majestät des Königs und Kaisers übernehme ich ab heute, 11. Juni, das Kommando der an allen Fronten operierenden Truppen.

Ich bestätige als meinen Generalstabschef Marschall Pietro Badoglio. Ich bestätige in ihren Aemtern und als ihm unterstellt Marschall Rodolfo Graziani als Generalstabschef des Heeres, Geschwaderadmiral Domenico Cavagnari als Generalstabschef der Marine und den Luftgeschwadergeneral Francesco Pricolo als Generalstabschef der Luftwaffe.

Von heute ab müssen Waffen und Herzen auf das Ziel gerichtet sein: den Sieg erringen. Es lebe der König!"

•

Die Beauftragung des Duce mit dem Kommando über die an allen Fronten operierenden Truppen durch Viktor Emanuel III. und seine aus der Operationszone an die gesamte italienische Wehrmacht erlassene Proklamation werden von der gesamten Presse und den erneut in Sonderausgaben erschienenen Morgenblättern stärkstens unterstrichen.

Uebereinstimmend betonen die Blätter, daß nach faschistischem Stil der Duce mit dem Oberbefehl über alle Streitkräfte betraut und so zum absoluten Führer der an den verschiedenen Abschnitten operierenden Armeegruppen wurde. Der Duce verfüge hierzu über einen von Marschall Badoglio geleiteten Generalstab. „Auf diese Weise wird gemäß den Absichten des Herrschers die einheitliche und totalitäre Kriegführung vollauf gewährleistet."

Dieser Krieg werde, so betont das „Giornale d'Italia" zur Befreiung der italienischen Meeresgrenzen geführt, sowie um die auch außerhalb des Mittelmeeres vorhandenen, vor allem englischen Fesseln zu sprengen, die Italien in seinem eigenen Meer zum Sklaven machen. Italien werde diesen Krieg für seine Nachkommen gewinnen, für das größere Italien sowie für eine durch den Frieden der Gerechtigkeit neu aufgebaute bessere Welt.

„Die Rückkehr des Herrschers zu seinen operierenden Truppen erfüllt alle Italiener mit Bewegung und Stolz und erhöht den Wagemut der Kämpfer und ihren Glauben an den unausbleiblichen Sieg. Die Gerechtigkeit unserer heiligen Sache und unserer Ansprüche sowie der Zorn über die Vergewaltigungen durch die Feinde werden die Opfer leichter ertragen lassen und den Sieg verschönen."

Hingabe an das Vaterland

Proklamation Viktor Emanuels III. an die italienische Wehrmacht

Rom, 11. Juni. Aus dem Operationsgebiet hat der König und Kaiser Viktor Emanuel III. an die italienische Wehrmacht folgende Proklamation gerichtet:

„Als Oberhaupt aller Streitkräfte zu Lande, zu Wasser und in der Luft kehre ich, wie vor 25 Jahren, in eure Reihen zurück und folge damit meinem Gefühl und den Traditionen meines Hauses.

Das Kommando der an allen Fronten operierenden Truppen übertrage ich dem Chef der Regierung, Duce des Faschismus und Erster Marschall des Imperiums.

Mein erster Gedanke gilt euch in dem Augenblick, da ihr, indem ihr die tiefe Liebe und die völlige Hingabe an das unsterbliche Vaterland mit mir teilt, euch anschickt, zusammen mit dem verbündeten Deutschland neue schwierige Aufgaben in unerschütterlichem Vertrauen auf ihre Ueberwindung auf euch zu nehmen.

Soldaten zu Lande, zu Wasser und in der Luft, vereint mit euch wie nie zuvor, bin ich sicher, daß euer Mut und die Vaterlandsliebe des italienischen Volkes unseren ruhmreichen Waffen noch einmal den Sieg zu sichern vermögen."

„Lage ernst für Paris"

„Kraßnaja Swjesda" zur großen Schlacht in Frankreich

Moskau, 11. Juni. In den Moskauer Blättern wird den Nachrichten vom französischen Kriegsschauplatz, sowie den Berichten über den deutschen Sieg bei Narvik und die Kapitulation der norwegischen Armee ein besonders breiter Raum gewährt.

Am 5. Tage der großen Schlacht in Frankreich, so schreibt Oberst Popow in der „Kraßnaja Swjesda", beginnt die Lage der Franzosen außerordentlich ernst zu werden. Die Ausweitung der deutschen Angriffsfront bereitet dem französischen Heer ungeheure Schwierigkeiten.

Von größeren englischen Truppentransporten nach Frankreich könne keine Rede mehr sein. Für den außerordentlichen Ernst der Lage und die Schwäche der Position der Westmächte — so schließt Oberst Popow seine Übersicht, sind drei Tatsachen bezeichnend: 1. die überstürzte Evakuierung der Behörden aus Paris, 2. die Aufgabe Narviks und 3. der nunmehr erfolgte Kriegseintritt Italiens.

Pariser Regierung geflohen

Genf, 11. Juni. **Wie sich aus einer amtlichen Pariser Verlautbarung ergibt, ist die französische Regierung bereits geflohen. Das Armeeoberkommando hatte die Ministerien aufgefordert, eine Verlegung in die Provinz „entsprechend den festgesetzten Plänen" vorzunehmen. Auch der Kriegsverbrecher Reynaud hat es vorgezogen, die Hauptstadt zu verlassen.**

Wie bekannt wird, ist es unter den französischen Ministern zu starken Meinungsverschiedenheiten über die inzwischen verwirklichte Flucht der französischen Regierung gekommen. Es heißt, daß Marschall Petain sich strikt geweigert hat, diese Flucht aus Paris mitzumachen. Petain stehe auf dem Standpunkt, daß die Regierung dem Volk ein Beispiel geben müsse. Das ist allerdings von Plutokraten etwas viel verlangt.

Zu der Mitteilung über die Verlegung des französischen Regierungssitzes meldet die „Suisse" aus Paris, daß die Regierung beschlossen hat, sich nach Tours zu begeben. Sie wird von den meisten fremden Botschaften und Gesandtschaften begleitet. Die Zeitungsbetriebe werden ebenfalls nach der Provinz verlegt.

Freundschaftskundgebungen

Berlin, 11. Juni. Die geschichtlichen Stunden des Nachmittags und Abends des 10. Juni 1940 wurden, wie in der Hauptstadt des Großdeutschen Reiches, so auch in allen seinen anderen Städten mit großen spontanen Kundgebungen begangen. Die begeisterte Menge zog vor die italienischen Generalkonsulate und Konsulate, wo solche am Orte waren, und erlebte dort zusammen mit der ansässigen italienischen Kolonie, meistenteils auch mit den in Deutschland beschäftigten italienischen Landarbeitern, in stolzer Freude und herzlicher Sympathie den Augenblick, in dem der Duce des faschistischen Italiens seiner Nation den Marschbefehl gegen die gemeinsamen Feinde Deutschlands und Italiens gab.

London befiehlt — Paris pariert

Genf, 11. Juni. Am Montagnachmittag ist es im Arbeitskabinett Reynaud zu dramatischen Auftritten gekommen. Eine Abordnung Pariser Stadtverordneter ersuchte den Ministerpräsidenten dringend, Anweisung zu geben, daß die militärischen Vorbereitungen in der Hauptstadt eingestellt würden.

Die Abgeordneten stellten Reynaud vor Augen, daß mit diesen militärischen Vorkehrungen Paris Kriegszone und damit der Zerstörung ausgesetzt sein würde. Reynaud hatte auf diese Forderungen der Pariser Abgeordneten zunächst ein klares „Nein" erteilt, machte aber schließlich nach den inständigen Bitten der Pariser Stadtverordneten den Eindruck, als wolle er diese Entscheidung noch einmal überprüfen.

Kurze Zeit später, als die Stadtverordneten wieder gegangen waren, erschien der britische Botschafter Campbell. Und eine halbe Stunde später wurde den am Eingang des Ministeriums wartenden Stadtverordneten kategorisch mitgeteilt, daß die militärischen Erfordernisse es notwendig machten, daß die militärischen Vorbereitungen innerhalb der Pariser Stadtregion fortgesetzt würden!

Nach der Kriegserklärung Italiens ist es, wie aus Paris gemeldet wird, unter den Plutokraten erneut zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen. Reynaud ließ sofort General Weygand, den Flottenchef Darlan und den englischen Botschafter zu sich rufen. Besonders die Unterhaltung mit Weygand soll zeitweise dramatische Formen angenommen haben.

Flucht König Haakons

und der früheren norwegischen Regierung

Kopenhagen, 10. Juni. Wie Reuter meldet, ist König Haakon mit seinem Gefolge und den Mitgliedern der früheren norwegischen Regierung am Montag in einem britischen Hafen angekommen. Nach dem Verlassen des Kriegsschiffes bestiegen er und seine Begleiter einen Sonderzug, der mit unbekanntem Ziel abfuhr. Der Bahnhof war während dieser Zeit für das Publikum streng abgesperrt. Jede Annäherung an das Bahnhofsgebäude wurde durch Militär verhindert.

Wie Associated Preß aus Ottawa meldet, nahm das kanadische Unterhaus eine vom Ministerpräsidenten Mackenzie King eingebrachte Entschließung an, derzufolge Kanada Italien den Krieg erklärt.

Der Geschäftsträger der Südafrikanischen Union hat, einer amtlichen Verlautbarung zufolge, Montag abend dem italienischen Außenminister Graf Ciano erklärt, er müsse im Auftrage seiner Regierung die Pässe verlangen. Dabei habe er hinzugefügt, daß diese Mitteilung als gleichbedeutend mit einer Erklärung des Kriegszustandes zwischen Italien und der Südafrikanischen Union anzusehen sei.

Wie das amerikanische Staatsdepartement bekanntgibt, ist nach einem Bericht des amerikanischen Generalkonsuls in Stuttgart bei dem Bombenangriff feindlicher Flugzeuge auf Klingenstein bei Ulm ein amerikanischer Junge, Paul Ritter, ums Leben gekommen, der dort bei seinen Großeltern zu Besuch weilte. Die Eltern des Jungen haben ihren Wohnsitz im Staate Pennsylvania.

Im Bann geschichtlicher Stunden

Siegeszuversicht und unerschütterliche Entschlossenheit

Rom, 11. Juni. Der Eintritt Italiens in den Krieg an der Seite Deutschlands wird von der italienischen Presse in der vollen geschichtlichen Tragweite dieses gewaltigen Ereignisses gewürdigt. Die Presse spiegelt den Geist der unerschütterlichen Entschlossenheit und unbeirrbaren Siegeszuversicht wider, der in dem Appell des Duce an das italienische Volk so wunderbar zum Ausdruck kam und der sich jetzt auf das ganze italienische Volk übertragen hat.

Die von Mussolini ausgegebene Parole, das italienische Volk kämpft, um Italien und der Welt eine lange Periode des Friedens und der Gerechtigkeit zu geben, Italien werde siegen, hat die Herzen des Volkes entzündet und gewaltige Energien wachgerufen. Das faschistische Italien begreift, daß in dem geschichtlichen Verlauf der faschistischen Revolution dieser Krieg eine unabweisbar notwendige Phase bildet, und das nationalsozialistische Deutschland wie das faschistische Italien heute gemeinsam für eine neue bessere Zukunft ihrer Völker und für eine neue europäische Ordnung kämpfen.

Der Ministerrat trat, wie verlautet, am Dienstag unter Führung des Duce im Palazzo Venezia zu einer Sitzung zusammen, um die jetzt notwendig gewordenen Maßnahmen der kriegswirtschaftlichen Mobilisierung zu erörtern. Auf Grund einer Verfügung Mussolinis haben sich sämtliche leitenden Funktionäre der faschistischen Partei und ihrer Gliederungen wie Gau-, Kreis- und Ortsgruppenleiter zur Front begeben. Eine Reihe von Kabinettsmitgliedern im wehrfähigen Alter gehen bereits nach der Sitzung des Ministerrats an die Front.

Unter ihnen befindet sich der Außenminister Graf Ciano, der als Führer der Flugstaffel Cisperata am Abessinienkrieg teilnahm und jetzt das Kommando über ein Fluggeschwader übernimmt. Der Generalsekretär der faschistischen Jugend, Minister Muti, der ebenfalls am Abessinien- und spanischen Feldzug als Flugzeugführer teilnahm, übernahm Dienstag ein hohes Kommando in der italienischen Luftwaffe. Der Propagandaminister Pavolini geht als Beobachtungsoffizier der Luftwaffe an die Front.

Der französische Botschafter Francois-Poncet und der englische Botschafter Sir Percy Lorraine haben noch Dienstag mit dem Personal der beiden Botschaften und den englischen und französischen Journalisten in einem geschlossenen Sonderzug Rom verlassen. Der Austausch der beiderseitigen Botschaften Italiens und der Westmächte soll programmgemäß morgen in der Schweiz erfolgen.

Die Aufnahme der Mussolini-Rede in den europäischen Hauptstädten wird von der italienischen Presse mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Ueber die Stellungnahme der beiden Feindmächte bringen die Blätter nur knappe Meldungen. Um so sorgfältiger jedoch wird die Reaktion auf den italienischen Kriegseintritt in denjenigen Ländern verfolgt, die Mussolini in seiner Rede erwähnte und die nach den Worten Mussolinis nicht in den Krieg hineingezogen werden, wenn sie in ihrer Haltung hierzu keinen Anlaß bieten.

„Popolo di Roma" schreibt, es werde in Zukunft allein von der Haltung dieser fünf Länder abhängen, ob ihnen der Friede gewahrt bleibt. Man werde nunmehr sehen können, ob diese Staaten klüger und weitschauender handeln als Polen, Norwegen, Holland und Belgien. Die Schweiz, Jugoslawien, Griechenland und die Türkei als die Anliegerstaaten des Mittelmeeres und unmittelbare Nachbarn Italiens sind ebenfalls von der höchsten italienischen Stelle dringend gewarnt worden, dem tragischen Beispiel Polens und Norwegens zu folgen und aus den Erfahrungen der letzten Zeit die notwendigen Lehren zu ziehen. Die bisher aus diesen Ländern vorliegenden Nachrichten zeigen, daß die Regierungen dieser Völker die Bedeutung und Tragweite der Worte Mussolinis begriffen haben.

Kulturelle Zusammenarbeit

Berlin, 11. Juni. Um der engen Verbundenheit Japans mit dem Deutschen Reich auch auf kulturellem Gebiet einen weithin sichtbaren Ausdruck zu geben, hat die Kaiserlich Japanische Regierung dem deutschen Komponisten Dr. Richard Strauß den ehrenvollen Auftrag erteilt, zur Feier des 2600jährigen Bestehens des Kaiserreiches Japan eine Festmusik zu schreiben, die im Verlauf der offiziellen Jubiläumsfeierlichkeiten aufgeführt werden soll. Der Kaiser von Japan hat der Bitte des Komponisten, die Widmung des Werkes anzunehmen, entsprochen.

Am Dienstag übergab Richard Strauß in der japanischen Botschaft die Partitur an den Kaiserlich Japanischen Botschafter in Berlin, Exz. Oshima Kurusu.

Dr. Richard Strauß überreichte das für den Kaiser bestimmte Widmungsexemplar in einem kostbaren Pergamentband mit einer Ansprache, in der er seinen Dank dafür übermittelte, daß der Kaiser die Widmung des Werkes angenommen habe.

Exzellenz Kurusu brachte seinerseits die Freude des japanischen Volkes darüber zum Ausdruck, daß der größte Komponist der Gegenwart es übernommen habe, die Festmusik für diese Feier zu schreiben.

Churchill in Verlegenheit

Geheimsitzung des Parlaments verschoben

Stockholm, 11. Juni. Es muß für Churchill sehr unangenehm sein, den englischen Abgeordneten über die katastrophale Lage, in die er und seine Helfershelfer Paris und London gebracht haben, Rede und Antwort zu stehen. Wie „Nya Dagligt Allehanda" sich von ihrem Berichterstatter aus London melden läßt, wurde nämlich die für Dienstag angesetzte Geheimsitzung des Parlaments auf unbestimmte Zeit verschoben. Daß man in London sehr verlegen ist über den neuen „siegreichen" Rückzug, diesmal aus Narvik, ergibt sich daraus, daß die Nachricht erst am Montagnachmittag veröffentlicht wurde, obgleich sie schon einen halben Tag lang bekannt war.

Von zuständiger jugoslawischer Seite wird dem Belgrader Vertreter des DNB. erklärt, daß die neutrale Haltung Jugoslawiens durch den Eintritt Italiens in den Krieg nicht berührt werde.

Verwünschungen gegen Reynaud

„Man läßt uns im Stich" — „Was soll nun werden?"

Genf, 11. Juni. Frankreich erfuhr die Entscheidung des Duce in einem unbeschreiblichen chaotischen Zustand. Die Regierung war mitten im Aufbruch. Zum Kabinettsrat, der abends um 19 Uhr stattfinden sollte und bei dem die italienische Entscheidung erörtert werden sollte, waren nur wenige Minister erschienen. Die Mehrzahl hatte Paris verlassen.

Um 19.30 Uhr teilte der französische Rundfunk dann die Schreckensbotschaft aus Rom mit. Reynaud hielt um 19.45 Uhr eine kurze, nur wenige Minuten währende Radioansprache, in der er den Eintritt Italiens in den Krieg mitteilte, um dann selbst ebenfalls in aller Hast aus der Hauptstadt zu flüchten.

An den Pariser Bahnhöfen kam es gegen Mitternacht zu schweren Tumulten. Viele Zehntausende von zivilen Flüchtlingen umlagerten die vollgepfropften Bahnhöfe und warteten vergeblich auf Abbeförderung, da der zivile Zugverkehr praktisch eingestellt ist. Die Menge versuchte mehrfach einen der auf den Bahnsteigen stehenden Züge zu stürmen, die für Militär reserviert waren. Bahnhofswachen mußten wiederholt gegen die Flüchtlinge eingesetzt werden.

Bei einer dieser nächtlichen Tumultszenen wurde die Meldung von der Abreise Reynauds mit lauten Verwünschungen gegen Reynaud und seine Kriegsclique quittiert, die die Hauptstadt hinopfern will und selbst das Weite sucht. Polizei nahm mehrfach Verhaftungen von Personen vor, die die Regierung angriffen. Sie wurden als „Defätisten" sofort den Militärgerichtsbehörden übergeben.

In der Nacht haben einige Pariser Stadtverordnete an den Stadtkommandanten von Paris eine Bittschrift gerichtet, in der sie um Einstellung der militärischen Vorbereitungen zur Verteidigung der Hauptstadt bitten. Diese Bittschrift hat aber dasselbe Schicksal gehabt wie der Bittgang, den Montagnachmittag eine Delegation von Pariser Stadtverordneten zum Ministerpräsidenten Reynaud unternahm.

Neutrale Reisende, die die französische Grenze überschritten haben und die das Glück hatten, von den französischen Behörden Zutritt zu den wenigen verkehrenden Zügen zu erhalten, berichten, daß Zehntausende von Parisern verzweifelt in den Straßen um die Bahnhöfe lagern. Immer wieder, so berichten sie, höre man den verzweifelten Ruf: „Man läßt uns im Stich! — Was soll aus uns werden?"

Trügerische Hoffnungen

Verzweifelter Zweckoptimismus in London

Stockholm, 11. Juni. In politischen Kreisen Londons gibt man sich kaum irgendwelchen Täuschungen über die furchtbare Lage hin, in der sich nun die Westmächte befinden. Eine bekannte Persönlichkeit des politischen Lebens in England erklärte dem Londoner Korrespondenten von „Stockholms Tidningen" gegenüber, jetzt sei eine Lage geschaffen, die von England die größte Geistesgegenwart und Sammlung aller Kräfte fordere.

In Wirklichkeit macht man sich viele Sorgen, und zwar vor allem wegen Spanien. „Dagens Nyheter" meldet aus London, dort herrsche starker Pessimismus, denn man befürchte, daß Spanien den Italienern Flugplätze und Flottenbasen zur Verfügung stellen könne. Man gebe sich auch keinen Täuschungen mehr darüber hin, daß die Westmächte durch den Eintritt Italiens in den Krieg an der Seite Deutschlands in eine sehr gefährliche Lage gebracht worden seien, und zwar vor allem Frankreich, das nun von zwei Seiten schwerstens bedroht sei.

Wieder Feldpostpäckchen

Aber nur an Feldpostnummern mit Bestimmungsort

Die Deutsche Reichspost befördert wieder Feldpostpäckchen an Soldaten, in deren Anschrift außer der Feldpostnummer ein Bestimmungsort angegeben ist. Dagegen können Feldpostpäckchen noch nicht versandt werden, in deren Anschrift nur eine Feldpostnummer oder eine Feldpostnummer und ein Luftgaupostamt angegeben ist.

Kopplungsverbot beachten!

Ein wichtiger Hinweis für alle Händler

NSG. Das Gaupresseamt weist auf folgendes hin: Der Reichskommissar für die Preisbildung gibt bekannt, daß es nach der Verordnung zur Verbilligung des Warenverkehrs vom 29. Oktober 1937 unzulässig ist, die Abgabe von Lebens- oder Futtermitteln davon abhängig zu machen, daß gleichzeitig Lebens- oder Futtermittel anderer Art und Güte oder andere Waren abgenommen werden bezw. ihre Abnahme versprochen wird. Daran hat auch die Einführung der Lebensmittelkarten nichts geändert. Eine Kopplung bewirtschafteter Waren mit anderen bewirtschafteten oder anderen verknappten Waren ist also unzulässig.

Sammelt Kräuter!

Ratschläge der Gauabteilung Westfalen-Süd der RfH

NSG. Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Heilpflanzenkunde und Heilpflanzenbeschaffung ist vom Reichsamt für Wirtschaftsausbau mit der Sicherstellung des Bedarfs an wildwachsenden Heil- und Hausteekräutern beauftragt. In allen Kreisen sind Kreissachbearbeiter der RfH tätig, deren Anschrift bei den Kreisamtsleitungen des Amtes für Volksgesundheit, den Kreiswaltungen des NSLB und bei den Kreisleitungen zu erfahren ist. Die Kreissachbearbeiter können auch die Sammelstellen benennen, wo die gesammelten und getrockneten Kräuter abgeliefert werden.

= **Wiederverkehrende Züge.** Die bereits seit einiger Zeit zwischen München—Mannheim—Köln gefahrenen D 369 und D 370 werden nunmehr auch zwischen Hagen und Münster durchgeführt. In Hagen ist Anschluß von D 257 (57) von München — Würzburg — Frankfurt bezw. an D 258 dorthin.

D 369	8,25 ab München	an	21,01	D 370
	20,04 an Köln	ab	9,16	
	21,34 an Hagen	ab	7,43	
	21,45 ab Hagen	an	7,33	
	23,05 an Münster	ab	6,21	

Menden

Was kochen wir?

(Berechnet für 4 Personen)

Donnerstag, den 13. Juni: Morgens: Roggenmehlsuppe, Vollkornbrot mit Kunsthonig. Mittags: Spinat, Kartoffeln, Rührei. Abends: Haferflockenauflauf mit Rhabarber, Brot mit Gurke und Radieschen.

Freitag, den 14. Juni: Morgens: Deutscher Tee, Marmeladenbrote. Mittags: Petersilienkartoffeln, Möhren, Fleischkartoffelbratlinge. Abends: Bratkartoffeln, Salat, Tee.

Rezept: Fleischkartoffelbratlinge. 500 g gekochte, geriebene Kartoffeln, 1 Ei, 2—3 Eßl. Mehl, 125 g Gehacktes, 1 Zwiebel, 2—3 Eßl. Reibbrot, etwas Salz. Die Zutaten zu einem Teig vermengen, runde Bratlinge formen, die man in Fett brät. Das Ei kann auch durch Milei ersetzt werden.

Sonnabend, den 15. Juni: Morgens: Milchmehlsuppe, Vollkornbrot mit Butter. Mittags: Frühlingssuppe mit Semmelklößchen. Abends: Vollkornbrot mit Gurke, Radieschen, Tomaten, Tee.

Rezept: Semmelklößchen. 250 g alte Brötchen, 75 g Mehl, ¼ Liter Frischmilch, 1 Zwiebel, 30 g Fett, Küchenkräuter, Salz, ½ Ei. Brötchen in Stücke schneiden, in der heißgemachten Milch einweichen. Inzwischen die Zwiebel in Fett anrösten, dann sämtliche Zutaten vermischen, Klöße formen, in Salzwasser abkochen.

Sonntag, den 16. Juni: Morgens: Malzkaffee mit Milch, Hefeobstkuchen (Hefeteig ohne Fett). Mittags: Rhabarbersuppe, Braten, Gurkensalat. Abends: Kartoffelsalat, belegte Brote.

Mitgeteilt durch NSG von der Abteilung Volkswirtschaft — Hauswirtschaft im Deutschen Frauenwerk.

*— **Wer nimmt noch erholungsbedürftige Kinder auf?** Die NS-Volkswohlfahrt führt auch in diesem Jahr ihre Kinderlandverschickung durch. Es werden daher Pflegestellen für erholungsbedürftige Kinder gesucht. Gerade in der Kriegszeit ist die Vermittlung eines Erholungsaufenthaltes ein wichtiger Dienst für unsere Volksgesundheit und für unsere heranwachsende Jugend. Anmeldungen von Pflegestellen nehmen die Blockleiter der NSV und die NSV-Dienststelle in der Nordstraße entgegen. Wie wir hören, sind bereits 21 Freiplätze gemeldet worden. Da noch einige Pflegeeltern benötigt werden, wird um weitere Meldungen gebeten. Der erste Transport der Kinder wird Mitte Juli hier eintreffen. Dann werden laufend weitere Kinder bis zum Herbst Erholung und Ausspannung in unserm schönen Menden finden. Mögen sie alle frisch und gesund in ihre Heimat zurückkehren.

*— **Am Hönneufer blühen die Rosen.** Nun entfaltet die Königin der Blumen ihre ganze Pracht. Die herrliche Rabatte am Hönneufer steht in beginnender Blüte. Eine Knospe nach der andern öffnet sich. Der strenge Winter hat den Rosen, die gut verpackt worden waren, nichts anhaben können. Noch selten haben die Stämme in einem solchen Blütenflor gestanden.

*— **Die Stadtgärtnerei hat alle Hände voll zu tun.** Der Frühling ist vorüber, wir gehen dem Sommer entgegen. Da hat die Stadtgärtnerei alle Hände voll zu tun, um die abgeblühten Frühlingsblüten mit frischen Sommerblumen auszuwechseln. In den Anlagen an der evgl. Kirche, Dreiecksbeet und am Hönneufer sieht man fleißige Hände an der Arbeit. Bald werden die Beete im neuen Schmuck die Vorübergehenden erfreuen.

*— **Blumendiebe.** In letzter Zeit konnte wiederholt festgestellt werden, daß von einem Blumenbeet in der Schlageterstraße Blumen entwendet wurden. Den Täterinnen, denn um solche handelt es sich, ist man auf der Spur. Sie werden mit einer exemplarischen Strafe zu rechnen haben.

*— **Die Pimpfe und Hitlerjungen lieferten ihre Schulterriemen ab.** In den Bannen und Stämmen des Jungvolkes und der HJ im Gau Westfalen-Süd lieferten die Pimpfe und Hitlerjungen freiwillig ihre Schulterriemen ab. Das ist das Beispiel einer opferfreudigen Gesinnung; denn an ihren Schulterriemen hingen die Hitlerjungen und Pimpfe mit besonderem Stolz. Das Ergebnis der Sammlung ist recht erfreulich.

*— **Wartehäuschen beschädigt.** Auf der Platten Heide befindet sich ein Warteraum, den die Verwaltung der Westfälischen Kleinbahn für die Benutzer der Omnibusse errichten ließ. In letzter Zeit konnte wiederholt die Feststellung getroffen werden, daß hier einige junge Burschen ihr Unwesen treiben. So wurden die Wände in dem Wartehäuschen stark beschädigt. Auch die Kinder der Bewohner der Siedlung haben viel zur Beschädigung des Warteraumes beigetragen. Es dürfte den Erziehern der Kinder bekannt sein, daß solche Sachbeschädigungen strafbar sind.

*— **Unfall.** Im Fasanenweg kam ein vierjähriger Junge mit seinem Roller so unglücklich zu Fall, daß er sich einen Bruch des linken Armes zuzog.

*— **Jeder ist verpflichtet, den Luftschutzraum aufzusuchen.** Die feindlichen Angriffe auf Städte und Orte im Gau Westfalen-Süd veranlassen, auf den §2, Absatz 1, der 10. Durchführungsverordnung zum Luftschutzgesetz zu verweisen. Dieser Paragraph lautet: „Alle Personen, die sich in Gebäuden, in Wohnungen, Büros, Warenhäusern, Theatern, Lichtspieltheatern und Gastwirtschaften, Wartehallen, Vergnügungsstätten usw. befinden, haben sich sofort, soweit vorhanden mit Gasmasken, in die vorhandenen Luftschutzräume zu begeben. Danach ist also jeder Volksgenosse gesetzlich dazu verpflichtet, bei Fliegeralarm den Schutzraum aufzusuchen".

*— **Jetzt Salat und Gurken kaufen.** Der gestrige Dienstagmarkt zeigte, daß die besonders reichliche Zufuhr von Salat und Gurken anhält. Es empfiehlt sich daher, dieses außerordentlich große Angebot zu einem täglichen Einkauf dieser gesunden und schmackhaften Frühjahrserzeugnisse auszunutzen. Salate können auch ohne Oel zubereitet werden. Soßen und Sauermilch ersetzen das Oel. Wir können es uns nicht leisten, daß Salat verdirbt. Die Verbraucherschaft hat daher die Aufgabe, mitzuhelfen und für den Verbrauch der nach wie vor reichlichen Salatanlieferungen zu sorgen.

Einen bösen Sturz machte ein junger Mann unterhalb des Bahnhofes. Er kam über einen Draht so unglücklich zu Fall, daß er sich eine recht erhebliche Fußverletzung zuzog. Aerztliche Hilfe mußte zu Rate gezogen werden.

Margeritensterne leuchten



Fröhliche Sommerzeit — Foto: Elis. Hase

Juni, das ist die Vollendung dessen, was der Lenz in Fülle vorbereitete. Das zarte Grünen und Knospen ist übergegangen in Frucht und beginnende Reife, ist übergegangen in farbenstarkes Blühen und dunkelndes Grünen. Und unter den Sonnenküssen heben sich tausende von Blütenknospen und breiten ihre leuchtenden Blütenblätter aus. Ringsum auf den Wiesen, die unsere Hönnestadt in breiten Wellen umgeben, leuchten uns jetzt in herrlicher Fülle die Margeritenblumen entgegen. Zwischen hohen Grashalmen, die auf den Schnitt der Sense warten, recken sich auf schlanken Stengeln die weißen Strahlensterne der Sonne und dem Lichte entgegen. Kein Mendener, der nicht von einem Spaziergang mit einem großen Margeritenstrauß heimkehrt. In Fülle blühen sie uns entgegen und in Fülle tragen wir sie in unsere Wohnungen, die selten so reich mit Blumen ausgeschmückt sind wie jetzt zur Margeritenzeit. Wie gerne sitzen wir mit den Kindern mitten zwischen Gräsern und Blüten, zupfen an den weißen Blütenblättern und winden Kränze. Ueber und über mit Blumen beladen gehts am Abend heim. Und da wir am nächsten Tage wieder zu unserer Margeritenwiese wollen, ist die Sense darüber gegangen. Ein wenig traurig stehen wir und atmen den Heuduft ein. Die Zeit der Margerite ist vollendet.

10 Jahre nationalsoz. Agrarpolitik

In Westfalen-Süd 30 mal so große Flachsanbaufläche wie 1930

NSG. Wenn in diesem Kriege die Ernährungslage in Deutschland nach dem Lebensstandard englischer liberaler Kreise aufgebaut wäre, müßten Kaviar, Bacon-Schinken und Buttertoast zum täglichen Frühstück unerläßliche Voraussetzung sein, aber beileibe nicht für das ganze Volk, sondern nur für die mit dem Geld der Bank von England gesegnete Minderheit, deren Aufgabe in der Ausbeutung der Mehrheit ihres eigenen Volkes besteht. Diese Mehrheit kann dann umso mehr darben, weil sie bei den ständigen Preissteigerungen auf dem Lebensmittelmarkt sich immer weniger Nahrungsmittel kaufen kann. So aber ist die Ernährungswirtschaft bei uns nach dem nationalsozialistischen Grundsatz des Gemeinnutzens aufgebaut. Sie kennt das Vorrecht begüteter Kreise gegenüber den Minderbemittelten nicht, teilt vielmehr beiden die gleichen Mengen zu und hält außerdem die Preise auf einer Höhe, die in erster Linie der Verdienstmöglichkeit der breiten Massen entspricht.

Daß man eine Ernährungswirtschaft nicht erst im Kriege umstellen kann, hat der Weltkrieg bewiesen. Während der Engländer aus diesen Erfahrungen nicht gelernt hat, haben wir die Konsequenzen aus dem Versagen der Ernährungswirtschaft des Weltkrieges gezogen.

Bereits am 1. Juni 1930, also lange Zeit vor der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus, hat der Führer den damals unbekannten Diplomlandwirt R. Walther Darré mit dem Aufbau des agrarpolitischen Apparates innerhalb der Reichsleitung der Partei beauftragt. Ein schier unmögliches Unterfangen, gegen rund 5000 Einzelorganisationen und Verbänden den agrarpolitischen Kampf aufzunehmen, denn ihre, wenn auch zersplitterte Macht war doch im parlamentarischen System nicht unbedeutend. Vielleicht gerade deshalb sind die Grundgedanken zur nationalsozialistischen Marktordnung zum Reichsnährstands- und Reichserbhofgesetz, deren gesetzliches Fundament durch Darré als Reichsernährungsminister geschaffen wurde, bereits in den Jahren 1930/31 geboren worden, jener Marktordnung, die nicht nur in Friedenszeiten, sondern vor allem in diesem Kriege ihre Bewährungsprobe — abgesehen von manchmal in Millionenstädten nicht zu vermeidenden Versorgungsschwierigkeiten — bestanden hat.

Im Juli 1932, also immerhin 7 Monate vor der Machtübernahme, schrieb Darré als von der liberalistischen Wirtschaft stark bekämpfter „Agrarromantiker" folgendes: „Die Freiheit eines Volkes und seine außenpolitische Bewegungsmöglichkeit ist abhängig von der Sicherung seiner Ernährungsgrundlage. Diese ist gesichert entweder durch Deckung des lebensnotwendigen Nahrungsmittelbedarfs aus der eigenen Scholle innerhalb der militärisch geschützten Landesgrenzen oder durch machtpolitische Sicherung der Verkehrswege, welche die Lebensmittel von den außerhalb der Landesgrenzen gelegenen Lebensmittellieferern herbeiführen, gegebenenfalls auch durch machtpolitische Sicherung der Absatzmärkte zum Zwecke des Austausches gewerblicher Erzeugnisse gegen Lebensmittel". Diese Aeußerungen könnten heute geschrieben sein, denn sie bestätigen nicht nur die folgerichtige Entwicklung der deutschen Agrarpolitik nach 1933, sondern sie beweisen auch die weitschauende Blickrichtung des Verfassers.

Der jetzige Krieg zeigt mehr denn je, daß ein Volk nur bei gesicherter Ernährungslage auf lange Sicht durchhalten kann.

In den 10 Jahren nationalsozialistischer Agrarpolitik kam manchmal in den Wirtschaftskreisen, die die bäuerliche Ideologie nicht verstanden, der Gedanke auf, als ob der Staatsgedanke von Blut und Boden, als dessen Schöpfer Darré nicht nur uns Deutschen, sondern auch dem Ausland bekannt ist, eine theoretische Angelegenheit wäre. Auch diese Kreise haben sich wohl inzwischen davon überzeugt, daß der Ernährungssektor der Faktor der deutschen Wirtschaft ist, der eine kriegswirtschaftliche Umstellung kaum erforderte, weil er seit Jahren eine vom Staat gelenkte Marktordnung und Erzeugungsschlacht aufgebaut hat, die im Frieden wie im Kriege ihre Bewährung unter Beweis stellen.

Auch im Gau Westfalen-Süd sind die Ergebnisse einer intensiven, weitvorausschauenden und planvollen nationalsozialistischen Agrarpolitik, die am 1. Juni 1930 eingeleitet worden ist, groß. Nach dem neuen Gesetz sind in Westfalen-Süd 18 000 Erbhöfe. Die Anbaufläche für Raps hat sich verzehnfacht, die Anbaufläche für Flachs ist 30 mal so groß wie 1930. Der Anbau von Zuckerrüben hat sich mehr als verdoppelt.

Schwarzes Brett

Hitler-Jugend, Gefolgschaft 22/136

Am Samstag, den 15. Juni 1940, schießt die Gefolgschaft 22/136 auf der Wilhelmshöhe. Jg., die ihr Schießabzeichen machen wollen, treten um 15 Uhr am Schießstand an. Wir schießen wahrscheinlich auf 2 oder 3 Ständen, damit jeder möglichst oft schießen kann, und bald die Jg. ihr Schießabzeichen fertigbekommen.

Aus dem Amt Menden

Amt Menden. Unsere Kinder werden geimpft. Mitte Juni werden in den einzelnen Orten des Amtes Menden die Kinder geimpft. Da jede Mutter gesetzlich verpflichtet ist, ihr Kind impfen zu lassen, wolle sie den festgesetzten Termin pünktlich einhalten.

Lendringsen

Heuernte im Hönnetal. Auf einem Gang an unseren Fluren und Feldern entlang hören wir jetzt überall das eintönige „Tack, tack" der Mähmaschinen oder das Dengeln der Sensen. An anderen Stellen ist bereits mit dem Einfahren begonnen. Die Heuernte ist in vollem Gange. Das Gras ist tüchtig gewachsen und der Landwirt des Hönnetals kann mit dem ersten Schnitt zufrieden sein.

Nachtmarsch einer Panzerdivision

Panzer brechen eine Gasse in den Feind / Wir suchen uns Wege, die keiner sonst kennt

(PK.) Von Kriegsberichter Starke. Der Krieg im Westen vollzieht sich nach denselben Gesetzen, die dem Polen-Feldzug und der Aktion zur Befriedung des Nordens das Gesicht gaben. Die französischen und englischen Armeen waren nicht in der Lage, das Gesetz des Handelns an sich zu reißen und durch ihre Initiative die Art der Kriegführung zu bestimmen. Von dem Augenblick an, da unsere Truppen die Westgrenze überschritten, haben sie den Gegner angegriffen, überrannt und geschlagen. Panzerdivisionen haben den Einbruch in die feindliche Front erzwungen, den Gegner von seinen rückwärtigen Verbindungen getrennt, ihn dann eingekreist, die Massen seiner Truppen entweder vernichtet oder gefangen. Bei diesem blitzschnellen Einbruch in den Feind läßt sich keine Zeit finden, den Feind völlig zu vertreiben. Die Säuberung der Gegend übernimmt die nachstoßende Infanterie.



Generalleutnant Dietl,

der Befehlshaber der Kampfgruppe im nördlichsten Kampfgebiet, die seit vielen Wochen unter schwersten Bedingungen in Narvik gegen eine überwältigende feindliche Uebermacht heldenhaften Widerstand geleistet hat und deren Einsatz durch den vollen Sieg gekrönt wurde. Unser Bild: Generalleutnant Dietl, dem der Führer erst vor kurzem das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz verliehen hat. (Weltbild — M.)

Zwei Tage sind erst vergangen, als die Panzer den Sommeübergang erzwangen. Schon stehen wir zwischen Somme und Seine, um den Feind bei dem Versuch, sich der Abschnürung zu entziehen, zum Kampfe zu stellen und zu vernichten. Die Panzer haben in breiter Front angegriffen. Sie haben den Feind gesucht und ihn auf seinen Rückzugsstraßen unter Feuer genommen.

Wo der feindliche Widerstand unnötige Opfer kosten und die Schnelligkeit des Einbruches in die gegnerische Front beeinträchtigen würde, unterstützt die Luftwaffe die Operationen der Panzer und Kradschützen. Wenn Stukas eingreifen, dann wissen wir, dort wird der Feind vernichtet, der Weg für die schnellen Truppen und die Infanterie freigemacht. Die feindliche Luftwaffe ist nicht mehr in der Lage, die Planmäßigkeit unserer Operationen auch nur zu stören. In der Dämmerung des Morgens und Abends versucht sie aufzuklären. Nachts kommen ständlich Bomber und belegen die vermeintlichen Marschwege unserer Kraftfahrzeugkolonnen mit Bomben. In den allermeisten Fällen wird irgendwelcher Schaden überhaupt nicht angerichtet.

Die Gassen, die die Panzer in den Feind brechen, sind oft nur wenige Kilometer breit. Rechts und links ist der Feind. Solche Gassen werden in einer Tiefe von zehn und mehr Kilometer in den Feind hineingetrieben, je nachdem, wie stark der feindliche Widerstand ist, ob Straßensperren oder Minenfelder wegzuräumen sind, oder das Gelände sonstwie für Panzer geeignet ist. Vorn in den schweren Panzern leitet der Divisionskommandeur die Operationen im Kübelwagen, mal bei den Panzern, dann wieder bei den Kradschützen oder bei der Artillerie, die den Feind verhindern, diese Gasse irgendwie aus der Flanke zu bedrohen. Der Divisionsbefehlsstand einer solchen Panzerdivision ist ein höchst komplizierter Apparat, dem alle technischen Möglichkeiten zur Verfügung stehen. Eine solche Truppe, wie sie eine Panzerdivision darstellt, zu lenken, solche Divisionen siegreich zu führen, das können eben nur Deutsche, in souveräner Beherrschung des Fahrzeug- und Menschenmaterials. Welche Nervenanspannung gehört dazu, als Kradfahrer, Ordonnanzoffizier oder Kolonnenführer in dieser Gasse, in ständiger Bedrohung durch den Feind oder in andauernder Gefechtsberührung mit ihm, seine Aufträge schnellstens auszuführen.

Wir sind in den Feind eingebrochen. Hinter den Panzern sind die Schützenregimenter aufgesessen in der Breite der Panzer. Dahinter die Trosse der Panzer, die ständig neue Munition und neuen Brennstoff bringen. Als wir weit über das Tagesziel hinaus den Einbruch erzwungen hatten, parkten die Trosse der einzelnen Truppen auf freiem Felde. Es war das Bild einer Wagenburg, ein unbeschreiblich schönes Schauspiel der gewaltigen Kraft unserer Wehrmacht. Als feindliche Jäger und Bomber den Platz angriffen, da spritzten die Feuergarben der leichten und schweren Flak, vertrieben den Angreifer hier und schossen zwei Maschinen ab. Als unserer Aufklärer meldeten, daß der Feind in dichten Kolonnen versuchte, sich der Abschnürung zu entziehen, da wurde der Angriff auch des Nachts fortgesetzt. Ohne Licht ging es weiter über freies Gelände, über Wiesen und Felder, über Hecken und Gräben, und in der von den Panzern erzwungenen Gasse marschierten die Trosse, die Stäbe, die Artillerie und die Flak. Dazwischen die Kolonnenhunde der Schnellen Truppen, die Kradräder, die Fahrzeuge der Sanitätskompanien, die die Verwundeten schnellstens nach hinten bringen. Gespenstisch tauchen die Umrisse der Kolonnen aus dem nächtlichen Dunkel auf, wenn feindliche Flieger Leuchtraketen, die an kleinen Fallschirmen hängen, abschießen. Dann sieht man neben sich Kolonne an Kolonne, so weit der Blick reicht. Dann sieht man auch Bäume, die die Panzer umgerissen haben, Zäune und Gemäuer, das ihnen weichen mußte, damit wir unter Vermeidung von Ortschaften uns der Rückzugsstraße des Feindes nähern, diesem zuvorkommen und ihm den Weg verlegen.

Als der Morgen graut, haben unsere Panzer die Stellungen erreicht, von denen sie den Feind auf den Rückzugsstraßen unter Feuer halten können, nun kommen die Trosse heran, um die kämpfende Truppe mit allem zu versorgen, was sie braucht. Die Fahrzeuge sind getarnt abgestellt. Der Feind kann durch seine Luftaufklärung nicht die Größe der Falle feststellen, in der er sich befindet. Schon kommen vom Divisionsgefechtsstand die Kradmelder zu den Regimentern mit Befehlen für den Angriff. Der Kübel des Divisionskommandeurs steht fahrbereit. Der General geht wieder zu den vordersten Truppen. So spornt das Beispiel des Führenden jeden Soldaten zu höchsten Leistungen an.

Ein Stoßtrupp besetzt einen Bahnhof (PK.-Kipper-Weltbild — M.)

Gebirgsjäger in arktischer Einöde

Durch heldenhaftes Ausharren den einzigartigen Sieg

(PK.) Auf der Höhe X. westlich des Hartwigsees im Raum von Narvik, 13 Kilometer vom Schienenstrang der Erzbahn, liegt eine Gruppe ostmärkischer Gebirgsjäger vom Regiment des Obersten D. in Stellung. Ein Unteroffizier und zwölf Mann halten hier seit Wochen Wacht in vorderster Linie. Ein schweres MG. sichert die Talmulde und den sanft ansteigenden Bergrücken auf der gegenüberliegenden Seite. Zwei leichte Maschinengewehre, norwegische Beutestücke, verstärken links und rechts die Stellung und beherrschen zwei Senken, in die sich der Feind heranschleichen könnte. Zuerst wohnten die Jäger in Schneehöhlen, jetzt, in der Zeit der Schneeschmelze, beim Uebergang vom Winter zum Sommer, hoch über dem Nördlichen Polarkreis, haben sie sich aus geschlagenen Birkenstämmen, Moos und Teerpappe einen kleinen Unterstand gebaut. Er bietet dürftig Schutz gegen Wind, Regen und Schneeböen.

Seit 14 Tagen, da der Feind starke Truppenverbände in unmittelbarer Nähe im Herjangsfjord landete, wird der Druck auf diesen Teil der Front immer stärker. Tag und Nacht muß die Gruppe auf der Höhe X. ihren Bereich sichern. Wenn der Nebel in die Täler fällt und der milchig-weiße Dunst alle Sicht nimmt, heißt es besonders auf der Hut zu sein. An solchen Tagen, die um diese Jahreszeit oft kommen, hat der Feind Spähtrupps vorgeschickt oder Umgehungsversuche gemacht. Der Unterschied zwischen Tag und Nacht schwindet immer mehr. Eine Stunde nach Mitternacht steht bei klarer Sicht der feurige Sonnenball wieder über den scharf geschnittenen Gipfeln der hohen Bergmassive. Nur kurze Zeit verschwindet die Feuerkugel unter dem Horizont. Die Gruppe auf der Höhe X. hat kein Rundfunkgerät. Sie will aber wissen, wie es in der Heimat und an den Fronten der anderen Kriegsschauplätze aussieht. Wenn der Melder zum Kompaniegefechtsstand geht, nimmt er Einblick in das Nachrichtenblatt der Division, macht sich Notizen, und nach der Rückkunft sitzt er dann mit den Kameraden über die Landkarte gebeugt, die einer aus der Heimat mitbrachte

Mit Spannung verfolgen sie das siegreiche Vordringen der deutschen Truppen im Westen. Städte und Festungen fallen, Armeen lösen sich unter den Schlägen der Flieger und Panzer auf. Mit Eilmärschen geht es dort den strategischen Zielen zu. In ihre Unterhaltung über das siegreiche Vordringen der deutschen Truppen im Westen takt motor ein MG. der beiden norwegischen Kompanien. 100 Meter vor ihnen krepieren Granaten, die der Norweger aus seinen Werfern herüberschickt. Aus der Ferne grüßt jetzt der Abschuß einer französischen 15-cm-Batterie. Oestlich des Hartwigsees ist sie in Stellung gegangen. Mit Artilleriebeobachtung beschießen sie planmäßig die von den deutschen Truppen gehaltenen Höhen. Weit seitwärts der Stellung sieht man den Einschlag. Das Echo der Detonation bricht sich vielfach in den hohen Bergen.

Die Soldaten stehen mit wenigen Bataillonen hier oben auf dem nördlichen Kriegsschauplatz, über 2000 Kilometer von der Heimat entfernt, stärksten Feindkräften gegenüber. Eines wissen sie: Ihre Stellungen dürfen nicht durchbrochen werden! Es gibt hier keinen Bewegungskrieg! Hier heißt es, zäh verteidigen. Hier kann nur der Mann, der Soldat, den Gegner niederhalten, ohne die Hilfe und Wucht stark eingesetzten Materials. Jeder ist auf sich selbst gestellt, dem Feind zu wehren oder bei günstiger Gelegenheit ihn anzugreifen. So wie ein Unteroffizier und 12 Mann ostmärkischer Gebirgsjäger die Höhe X. halten, so stehen sie überall an den Fronten im Raum von Narvik, eine Handvoll deutscher Soldaten im Vergleich zu den Massen des Gegners. Bataillone Norweger, französische Alpenjäger, emigrierte Polen und mit Zurückhaltung kämpfende Engländer drücken auf die deutschen Fronten. Bis jetzt war es den ostmärkischen Gebirgsjägern nicht beschieden, große Schlachten zu schlagen, vorwärtsstürmend zu siegen, den Feind vor sich herzutreiben und Städte Nordnorwegens zu nehmen. Aber ihr heldenhaftes Ausharren und ihre mutvolle und zähe Abwehr haben nun doch einen einzigartigen Sieg davongetragen.

In der Kriegsgeschichte wird man bald den kämpfenden Gebirgsjägern und Marinebataillonen nachrühmen, daß sie Uebermenschliches gegen den überlegenen Feind leisteten. Narvik wird für immer einen großen Klang haben.

Kurt Varbel.



Der Divisionsgeneral verleiht unmittelbar an der Front den Tapfersten vom Sturmangriff das Eiserne Kreuz.
(PK.-Dick-Weltbild — M.)

Waren sie alle bemalt? Die Kunsthistoriker waren sich bis vor kurzem nicht darüber im klaren, welche Farbe ursprünglich die griechischen Statuen aufwiesen. Jedoch ließ sich durch eine sehr sorgfältige, chemische Untersuchung der oberen Schichten klarstellen, daß diese Statuen anscheinend mit Farbe bedeckt waren. Heute vermutet man, daß überhaupt alle griechischen Statuen mit natürlichen Farben angemalt wurden und auch Augen hatten, die in den meisten Fällen aus irgendwelchen Halbedelsteinen ausgelegt wurden. — Man hat eine ähnliche Feststellung bei gewissen chinesischen Kunstwerken gemacht. Während die Statuen die Zeit überstanden, ging die Farbe nach und nach verloren, so daß man zuerst in unserer modernen Zeit die Auffassung hatte, die Statuen seien in ihrer natürlichen Farbe hergestellt und erhalten geblieben.

Welchen Wert hat die menschliche Intelligenz? Für alle möglichen Unfälle — verlorene Hände oder Arme, durch einen Unfall eingebüßte Ohren, Nasen oder Beine — sind in aller Welt die Preise durch Gerichtsverhandlungen bestimmt worden. Auch der Geruchsinn ist unter der Abteilung „feste Preise" vertreten; ebenso liegen für ein verlorenes Auge, also für die Halbierung der Sehkraft, die Entschädigungssätze fest. Aber es war bis heute niemals aktuell geworden, den Wert der Intelligenz genauer zu untersuchen. Dieser Fall ist jetzt in Rio de Janeiro eingetreten, wo ein junger Mann durch einen Unfall auf dem Bahngelände 50 Prozent seiner Intelligenz verlor. Er ist sonst einigermaßen klug gewesen, wurde aber nach dem Unfall direkt „dusselig", so daß er seinen alten Beruf aufgeben mußte und nur noch für sehr leichte und nur von Schwachsinnigen zu leistende Arbeiten zu gebrauchen war. Der Wert der Intelligenz wurde nun ganz genau ausgerechnet. Da die in Frage kommende Bahngesellschaft in Amerika, d. h. in den USA., versichert war, kam es zu einer Auszahlung von 60 000 Dollar als einmalige Abfindung dafür, daß ein Mann, der vorher intelligent war, sich nach dem Unfall auf dem Bahngelände als Dummkopf durchs Leben schlagen muß.

Feiertage sehr geschätzt. Wenn in Europa Pfingsten vorüber ist, dann ist die Zeit der Feiertage wieder einmal zu Ende bis zum Monat November oder Dezember. Das war früher anders. Aber im Laufe der Zeit paßte man sich den Erfordernissen der Produktion an und verkürzte die Zahl der Feiertage. Heute sind die Feiertage in den meisten Ländern auf einen bescheidenen Umfang zusammengeschrumpft. Doch gibt es noch Länder, in denen sehr viele Feiertage begangen werden. Den Rekord hält wohl Mexiko, wo man 80 staatliche Feiertage zählt, zu denen noch weitere 60 kirchliche Feiertage hinzukommen. — Auch die Mohammedaner lieben die Feiertage sehr. Man kennt in ihrem Religionssystem nicht weniger als 62, die peinlichst eingehalten werden. Spanien war vor der letzten Revolution gleichfalls ein Land der vielen Feiertage. Auch Portugal zeichnet sich in dieser Hinsicht aus, obwohl in jüngster Zeit im Kalender in der Spalte Feiertage auch hier eine starke Schrumpfung zu verzeichnen ist. — In Indien kann man mit einiger Findigkeit praktisch jeden Tag irgendwo als Feiertag begehen. Man muß nur den verschiedenen Sekten folgen und zur richtigen Zeit am richtigen Platz sein.

Guter Appetit bei Tieren. Auf der Suche nach dem Tier mit dem besten Appetit ist der amerikanische Zoologe John Dubbok auf eine Spinne aufmerksam geworden, die einen ungeheuren Appetit entwickelt. Bei weiterer Nachprüfung des Spinnenappetits ergab sich, daß tatsächlich die Gattung der Spinnen überhaupt einen sehr großen Hunger entwickelt. Wenn ein Mensch sich dem Spinnenappetit anpassen wollte, wäre er gezwungen, an einem Tage elf Schweine, zwei Rinder, zwölf Hammel und rund 4000 Kilo Mehlspeisen zu verzehren. Erst dann wäre im Verhältnis das erreicht, was eine ausgewachsene Spinne pro Tag herunterschluckt und verdaut. — Gleichfalls einen ungeheuren Appetit haben die kalifornischen Muscheln, die den ganzen Tag fressen, und zwar ohne Unterbrechung. Aber diese Tiere sind gegen Gifte sehr empfindlich und schließen mit einem Ruck die Schalen, wenn eine Nahrung angeboten wird oder vor die Schale kommt, die für sie giftig ist.



Unsere Jollbrausen erholen sich in einer dienstfreien Stunde am Strande eines Badeortes
(PK.-Boesig-Weltbild — M.)



Im Quartier in Belgien (PK.-Hansen-Weltbild — M.)

Ein Soldat kommt in Urlaub / Skizze von Erich Klatka

Lisa hat nichts vergessen: Es war ein Abend im August, da kam der Gestellungsbefehl. „Nun mußt du also weg?" hat Lisa gefragt.

„Ja, das müsse er nun", hat Erk geantwortet. „Ich will aber nicht, daß du deswegen weinst, Lisa!"

Die Neunzehnjährige hat sehr erstaunt getan. „Ich weine doch gar nicht! Sieh selbst her: Weine ich vielleicht?"

Lisa hat sich ganz dicht vor Erk hingestellt.

Du weinst wirklich nicht, hat er sie gelobt; und am nächsten Morgen ist er dann weggefahren.

Jetzt steht Lisa am Bahnsteig. Erk wird kommen. Der Zug hat 52 Minuten Verspätung. Lisa wippt mit den Füßen, weil es kalt ist. Als der Zug einfährt und Lisa die vielen Soldaten sieht, bangt sie einen Augenblick darum, ob sie Erk herausfinden kann. Sie ist glücklich, als sie ihn sieht. Nun wird er mich in die Arme nehmen! meint Lisa. Erk tut es nicht. Der Urlauber sagt nur: „Da bist du ja, Lisa."

Gewiß, die Freude ist gut genug herauszuhören. Dennoch: Lisa ist sofort enttäuscht. Wo er doch so lange weg war! meint sie. Sie tröstet sich dann rasch mit den vielen Menschen am Bahnsteig. Da konnte Erk nicht anders, sieht sie jetzt ein.

Sie stehen auf der Plattform der Straßenbahn. Lisa sieht ihren Urlauber immerzu an. „Nun sei doch endlich, der du bist," bettelt das. Wir sind doch ganz allein auf der Plattform" ...

Sie schiebt sachte ihre Hand in die seine. Da sieht er sie an, überrascht beinahe, als würde er sie erst jetzt erkennen.

An der nächsten Haltestelle muß das Mädchen aussteigen. Sie verabreden sich für den Abend. Am Abend hat sich Lisa sehr schön gemacht. Sie hat es drei Stunden beim Friseur ausgehalten. Der Soldat scheint die Mühe nicht zu bemerken, die Lisa sich gemacht hat. Er sitzt neben ihr, ein wenig zu steif für Liebesleute, und er spricht nicht viel. Er hat fremde Linien um den Mund herum, stellt Lisa fest, die in seinem Gesicht sucht.

„Erk!" sagt das Mädchen. Es ist die Bitte, sich zu erinnern. „Hast du denn alles vergessen? Am Ende auch den Sommer, den See, das Boot und die Harmonika? Weißt du noch", fragt Lisa, „wie wir damals beinahe gekentert wären?" Er weiß es noch. „Und an Pfingsten, du!" Lisa lacht. „Wenn er es nicht mehr wissen sollte, nun, dann könnte sie schon ein wenig draufhelfen. An Pfingsten hätte sie nämlich zum erstenmal den neuen Badeanzug angehabt, den roten. Aber nun werde er sich wohl erinnern." — „Er kann sich erinnern", er lacht dabei.

Endlich! freut Lisa sich.

Sie müssen heim. Erk ist wieder still geworden. Lisa will ihn jetzt ganz einfach fragen. Was hast du denn? will sie sagen. Sie schiebt es noch ein wenig auf. Vielleicht fängt er selbst an. Als sie sich dann die Hand geben, fragt sie wieder nicht. Sie fürchtet sich vor der Antwort.

Wie sie wieder am Bahnsteig stehen, weil Erk wieder wegfahren muß, hat Lisa immer noch zu fragen. Erk ist schon eingestiegen. Er hat ein Fenster geöffnet und spricht mit Lisa.

Sie fragt ihn, wie lange er zu fahren hat; er sagt es. „Mußt du umsteigen?" — „Ja, in Mainz."

Wenn die Unterhaltung so weitergeht, fährt der Zug ab, und ich weiß immer noch nicht, was er gegen mich hat, denkt Lisa.

Da sagt sie es endlich.

„Wenn du mich einmal nicht mehr willst", sagt sie, „dann mußt du mir das schreiben, Erk! Es wäre häßlich, müßte ich eines Tages wissen, daß ich noch in einem Augenblick alles glaubte, als du mir schon nicht mehr gehört hast!"

Der Soldat wundert sich. „Wie du auf so etwas kommst, Lisa?!" sagt er vorwurfsvoll.

„Du bist aber auch so ganz anders gewesen!" verteidigt sich das Mädchen.

Erk weiß von nichts.

„Bin ich wirklich anders gewesen?" Er erinnert sich an den Abend mit Lisa zusammen. Vielleicht habe ich wirklich nicht viel zu ihr gesagt. Wie mag das nur gekommen sein? Richtig, jetzt weiß ich es auch wieder: Ich habe immer auf die Uhr schauen müssen. Als es 8 Uhr war, habe ich gedacht: Jetzt lösen sie draußen die Posten ab. Wer es wohl ist? Der Quante vielleicht? Oder der Brösel? Und was mag jetzt Wachtmeister Donal machen?

Erk sieht wieder auf Lisa, die wartet. Er beugt sich vor, damit er dem Mädchen alles erklären kann. In diesem Augenblick fährt der Zug an. Lisa läuft nebenher. Erk muß sich beeilen, wenn er dem Mädchen noch etwas sagen will. Der Zug wird schon schneller, als Lisa laufen kann.

Da ruft er zurück: „Wenn kein Krieg mehr ist, Lisa, gehöre ich wieder ganz allein dir!"

Lisa hat verstanden. Sie lacht. Sie hebt die Arme, damit Erk sehen kann, daß sie beide Daumen ganz fest für ihn drücken will.

Lisa weint nicht. Nein, sie weint wirklich nicht.

Die falsche Brautwerbung

Eine sudetendeutsche Geschichte von Rudolf Witzany

Das war noch zur Zeit, da um Böhmen ein Gitter stand: An einem wolkenverhangenen Sonntagnachmittag kam Karl Vitr, der einzige tschechische Bauer von Theresiendorf, im sauber gebürsteten Feiertagsgewand zu ihr. Sie kannte den überjährigen Witwer nur vom Sehen, denn von den Deutschen im Ort hielt keiner nahe Gemeinschaft mit ihm. Er hatte einen zerbröckelnden Hof ersteigert und mit dem Geld der tschechischen Eroberungsverbände wieder auf Glanz gebracht. Sein Gesinde holte er sich aus Innerböhmen. Der Hof war ein fremdes Haus in dem deutschen Dorf, aber der Bauer kümmerte sich nicht darum. Er war von der Sprachgrenze gekommen — die war nur zwei Stunden von Theresiendorf entfernt —, nun lebte er hier nicht anders, wie er es auch früher gewohnt war, und tat nicht verletzt, wenn ihn die Deutschen mieden. Er verstand das. Wo die Grenze der Völker blutete, gibt es kein freundliches Nebeneinander, sondern im besten Fall schweigsame Abkehr. Nun war er gekommen, dieses Gesetz zu durchbrechen.

Der tschechische Bauer Karl Vitr kam im Sonntagsstaat zu Christine Wittmann, fragte sich in die Stube und grüßte die Frau mit einem dünnen Lächeln. Toni, ihr Kind, stand feindselig und ein wenig verschüchtert vor dem Fremden, der ihm lässig die Hand bot.

„Was bringen Sie", redete Christine den Mann erstaunt an. Sie sagte „Sie" zu ihm wie zu allen, die fremd in das Dorf kamen, und zog damit von sich aus die Grenze. Der Mann griff nach der Sesselehne und sah einen Augenblick zu Boden. Unwillkürlich folgte Christine seinem Blick und sah, daß der Bauer blanke Stiefel mit hohen, festen Schäften hatte. Eine schwarze Hose, einen Rock mit blanken Knöpfen. Der Schädel war kurzgesichtig und breit, aber das Gesicht hatte ernste, harte Züge.

„Ich möchte mit Ihnen allein reden," ging der Mann geradewegs auf sein Ziel los und sah mit einem streifenden Blick über Toni, der breitbeinig an den Tisch gelehnt stand und die Lippen in verlegenem Trotz zu unhörbarem Pfeifen gespitzt hielt.

„Toni, geh derweil zum Bros in die Scheuer. Er putzt die Häckselmaschine, weil er gestern nimmer dazu gekommen ist", bedeutete Christine dem Buben, der sich wortlos umwandte und mit harten Schritten aus der Stube ging.

Die Frau zögerte, indes sich Karl Vitr umständlich niedersetzte, den Hut auf den Knien. Alles an ihm war Christine irgendwie fremd. Er war in allem anders als die deutschen Bauern, die sie kannte, aber sie hätte nicht sagen können, was ihn eigentlich so merkbar von den anderen schied.

Eigentlich hätte sie jetzt Kaffee herbeitragen müssen. Aber die Zeit war nimmer für die beschaulichen Höflichkeiten der Väter und Mütter. Den Fremden gegenüber hatte man ein Stück Land zu halten. Christine wurde kalt, als sie es so kühl bedachte und setzte sich steif und mit künstlich zusammengelegten Händen zum Tisch.

Der Bauer fing mit belanglosen Worten umschweifig von Wetter und Ernte an, daß sie noch ungeduldiger wurde, obwohl sie die umständliche Art kannte. Er sprach hart und unbeholfen das fremde Deutsch, aber er setzte die Worte richtig. Er war als Bub schon drei Jahre im Egerland gewesen. Er sagte es dann auch, als täte er sich etwas darauf zugute und leitete von da seinen Wunsch ab. Er mochte die höfliche Kühle der Frau empfinden und begann sich mit seinen Worten zu beeilen.

„Sie sind jetzt schon eine ganze Weile Witwe. Drüben beim Fuchsenbühl stoßen unsere Felder aneinander."

Christine dachte an den Hügel mit den Erlenstauden. Ein verfallener Steinbruch hatte eine Kluft in das Feld gerissen. Dort wuchsen die Brombeersträucher und Himbeerstauden in Ueppigkeit und schieden die Wittmannschen Felder von denen des tschechischen Anrainers.

„Ja, dort stoßen die Felder aneinander," sagte sie. „Bei dem Steinhaufen vor den drei Erlen ist ja der Rainstein."

Der Bauer nickte beifällig.

„Sie kennen Ihren Boden," sagte er ohne Lächeln.

Christine Wittmann hob kampfbereit das Gesicht: „Das ist auch notwendig. Wer in der heutigen Zeit seine Sach' beieinanderhalten will, muß die Augen offen haben, daß er in allem Bescheid weiß, was sein Recht angeht." Sie war voller Neugier, was ihr der Mann noch sagen würde.

Er schwitzte und wischte sich mit dem blauen Taschentuch die Stirn blank und sah dann eine Weile nachdenklich auf das feuchte Tuch. In der Stube war es grau von dem trüben Tag. Nun begann es noch sacht zu regnen, die Tropfen läuteten fein an den grauen Scheiben und zogen schräge Striche über das Glas.

„Ich bin Witwer," sagte er aufatmend, „und bin gekommen, Sie zu fragen, ob wir nicht heiraten könnten."

Christine Wittmann saß starr. Im Augenblick war es nichts als Staunen über diesen jähen Antrag. Sie mußte eine Weile mit der Antwort zögern.

„Heiraten?", sagte sie dann und schaute den Mann an, als verstünde sie ihn nicht. „Wir zwei? Heiraten?" Sie begann zu lächeln, als wäre alles nur ein Scherz. Ihr schmales Antlitz war wie in Glanz getaucht. Es war ein Spottlächeln. Der Mann aber sah den Spott nicht und fuhr ernsthaft fort:

„Im Dorf reden sie allerlei. Ich mag es nicht nachreden. Mir tut es nichts. Unsere Felder stoßen aneinander. Sie sind allein und ich bin es auch. Ich glaube, es stünde nichts dazwischen."

„Unsere Felder stoßen aneinander," sprach Christine gedankenverloren nach und richtete sich dann gerade auf. „Und Sie meinen, das genügt schon?" Das Lächeln war verschwunden und eine Falte war zwischen ihren Brauen. Auf einmal war ihr Gesicht viel älter. Man sah, daß sie eigentlich eine reife, mütterliche und ernste Frau war.

„Ja," sagte der Mann.

„Ich denk' aber anders darüber." Ihre Stimme war nun hell und schwang: „Mir scheint ein scharfer Rainstein besser als eine Hochzeit."

Karl Vitr wurde blaß, als wäre ihm Schimpf widerfahren, aber sein Gesicht blieb unbewegt und er hob die Schultern.

„Tun Sie nachdenken," mahnte er leise. „Sie sind allein. Ohne Mann ist der Hof nicht zu halten. Früher oder später werden Sie ihn verkaufen müssen. Oder ist es bei mir wegen des — des — andern. Weil ich —"

„Weil Sie ein Tscheche sind?", unterbrach ihn die Frau und sah ihn voll an. „Ja, das auch. Sehen Sie, ich habe mich nicht viel um diese Dinge gekümmert, aber daß wir nicht zusammengehören, müssen Sie ebenso spüren wie ich."

„Ach, was tut das schon", tat der Mann mit einer Handbewegung ihren Einwand ab und sah mit zusammengekniffenen Augen durch die regenversprenkelten Scheiben. Draußen lief der Wind und trieb mutwillig Staubfahnen dem Regen in die dünnen Arme.

„Sie sind ein Weib. Sie werden es merken. Wenn es so ist, daß Sie auch wegen des — des — andern Nein sagen, dann ist es freilich etwas anderes. Aber ich habe es gut gemeint. Ich habe an meinen Hof gedacht," sagte er ehrlich. Christine war Bäuerin genug, daß sie diese Ehrlichkeit verstand.

„Schad' um den Weg, Herr Vitr," sagte sie. „Ich denke eben auch an mich und meinen Hof!"

Damit war die Unterhaltung beendet. Bleibt nur noch zu sagen, daß sie den Hof gehalten hat, den der Toni jetzt als rechter deutscher Bauer mit einer tüchtigen jungen Frau führt.

Preußischer Opfergang

Eine unvergessene Heldentat aus dem Jahre 1807

7. Februar 1807. Der Ostwind trug den ganzen Tag lang den nahen Donner der Geschütze in das stille Dorf am Rande des Kulmer Landes. Bei Preußisch-Eylau, so berichteten Bauern aus den Nachbardörfern, sei eine große Schlacht im Gange, die Russen und Preußen kämpften gegen Napoleons Heer, das nun auch den letzten Zipfel Preußens unter seine Macht bringen wollte.

Seit Tagen lagen französische Truppen im Dorf: Dragoner, Grenadiere, Artillerie. Den ganzen Tag hindurch marschierten immer neue Bataillone hinzu, auf dem Kirchplatz brannten ihre Lagerfeuer, die Ställe der Bauern waren leer, Kühe, Schweine, Geflügel geraubt und geschlachtet. Mit stummer, ingrimmiger Wut sahen die Bauern dem ausgelassenen Treiben der Soldaten an den Feuern zu, wüstes Singen und Johlen Betrunkener erklang unter der alten ehrwürdigen Dorfkirche.

Als die Dämmerung ihre grauen Schleier auf die hellen Lichter des Tages legte, kam ein Offizier in die Stube des Schulzen Friedrich Linkott gepoltert. Er sprach ein gutes Deutsch und fragte Linkott, wie man zu den waldigen Hügeln gelangen könne, die sich im Süden über Wald und Sumpf erhoben.

„Die Straße führt hin, Herr!" sagte Linkott. Doch der Offizier schüttelte den Kopf. „Die Straße macht einen weiten Umweg um das Moor", erwiderte er. „Wir wissen, daß es einen schmalen Weg durch das Moor gibt. Ihr kennt ihn. Und du wirst uns heute nacht führen."

Linkott beteuerte, es gäbe keinen Weg, aber der Offizier drohte barsch, falls Linkott sich weigere, werde man das ganze Dorf in Flammen aufgehen lassen. Andernfalls aber werde man Linkott diesen Dienst mit einem Beutel Napoleondors lohnen.

Linkott schwankte, dann fragte er: „Wen soll ich führen? Euch, Herr?"

Der Offizier lachte. „Nein, Bauer, nicht mich allein — ein paar tausend Mann! Wir werden in dieser Nacht ein gefährliches Nest ausheben ..."

Da begriff der Schulze. Jenseits des Moores lag das kleine preußische Korps des Generals L'Estocq, das den Russen zu Hilfe eilte, und das die Franzosen durch diesen nächtlichen Ueberfall rechtzeitig vernichten oder wenigstens am Weitermarsch hindern wollten. In diesem Augenblick drang eine Ahnung der Aufgabe ins Bewußtsein Friedrich Linkotts, die das Schicksal ihm stellte, und er zögerte keinen Augenblick, dem ehernen Gebot der Pflicht zu gehorchen, das daraus emporwuchs.

„Es ist gut, Herr", sagte er, „ich führe Euch."

Ruhig wandte er sich seiner Frau zu und küßte sie. „Leb wohl, Christine!" sagte er fest, „wenn ich lange fortbleiben sollte, so laß deinen Bruder zur Frühjahrsbestellung kommen."

Dann ging er. Sein Blick umfaßte noch einmal den sauberen, stattlichen Hof, die beschneiten, verdämmernden Aecker und Wiesen. Eine Stunde später, als die sternenlose Nacht sich über Flur, Wald und Sumpf gewälzt hatte, ging er an der Spitze einer langen Kolonne französischer Soldaten aus dem Dorf. Mit Schnee vermischter Regen, vom Winde gepeitscht, schlug ihnen ins Gesicht, als sie über die aufgeweichten Aecker in den Erlenwald marschierten, an dessen Rand das weite Moor begann.

„Schulze", sagte der Offizier neben Linkott, „eines sollst du wissen und dich danach richten: Führst du uns in die Irre oder verrätst du uns, so hat dein letztes Stündlein geschlagen. Sei also vernünftig und denk' nicht etwa an Flucht. Wir haben Vorsorge getroffen, dich daran zu hindern."

Ein Strick wurde um Linkotts Brust gewunden, der ihm folgende Soldat hielt sein Ende in der Faust, und sein Gewehr war schußbereit.

Das Moor nahm seinen Anfang, ein Zipfel des Mondes schielte aus einem Wolkenspalt und ließ unabsehbare Wassertümpel aufschimmern, dunkler, zäher Morast säumte den schmalen Pfad, den Linkott betrat. Er kannte diesen Pfad seit frühen Kindertagen und hätte ihn auch in völliger Finsternis nie verfehlt. Nun ging er schweigend und sicher auf ihm vielen Hunderten von Franzosen voran — es war ein Gang gegen Preußen, aber im Herzen des Bauern stand ein klares, reines Leuchten, eine stolze Freude, die alle dunklen und trüben Gedanken daraus verbannte.

In gespenstischer Stille marschierte die Truppe, einer dicht hinter dem anderen, ohne ein Wort, mißtrauisch in die schwarz blinkenden Tümpel schielend, durch das Moor. Zwei Stunden rannen dahin — dann befahl der Offizier, der als Zweiter hinter Linkott ging, flüsternd, anzuhalten. Hinter hohem Gestrüpp und Zwergkiefern erglühten die Lagerfeuer der Preußen. Stimmen und Geräusche von Tritten waren hörbar.

Der Offizier gab einen leisen Befehl an seinen Hintermann, die Losung eilte rasch von Mann zu Mann. „Ist das Moor schon zu Ende?" fragte der Offizier Linkott dann. „Nein, noch etwa hundert Schritt weit!" erwiderte Linkott. „So geh weiter, Bauer!" befahl der Franzose. „Aber keinen Laut, sonst ...!"

Der Schulze ging, lautlos schlich die Heerschlange hinter ihm weiter. Dann verließ Linkott den festen Pfad und schritt ins Moor hinein. Gluckend schlug das Wasser über seinen Stiefeln zusammen, nach wenigen Schritten umklammerte es schon zäh seine Schenkel, aber er riß sich los und watete mit aller Kraft immer tiefer in den Morast. Leise Flüche ertönten hinter ihm, eine wütende Frage des Offiziers — da legte Friedrich Linkott seine breiten Hände wie einen Trichter vor den Mund und schrie mit aller Kraft zu den Preußen hinüber: „Alarm! Alarm! Franzosen kommen!" In der nächsten Sekunde durchbohrte das Bajonett seinen Rücken, er stürzte und sank dem saugenden Moor entgegen. Die Preußen wehrten den Ueberfall des im Moor steckengebliebenen Gegners mühelos ab. Am nächsten Tage kamen sie rechtzeitig nach Preußisch-Eylau, um Napoleon den Sieg zu entreißen.

Goethe und Brasilien

Mit Unterstützung des brasilianischen Erziehungsministers erscheint soeben in Rio de Janeiro eine portugiesische Uebersetzung aller derjenigen Stellen aus Goethes Werken, die von Brasilien handeln. Dabei ergibt sich die erstaunliche Tatsache, daß Goethe in nicht weniger als 84 Fällen Brasilien erwähnt, da also als dasjenige außereuropäische Land zu betrachten ist, das Goethe am meisten interessierte. Bekannt ist ja, daß der deutsche Dichter zeitweilig lebhaft mit der brasilianischen Literatur beschäftigt war und brasilianische Münzen gesammelt hat. Da er sich auch mit botanischen Studien befaßte, so wurde eine in Brasilien neuentdeckte Pflanze nach ihm Goetheana benannt.

Südlichter und magnetische Stürme

Die magnetischen Stürme, Rundfunk- und Telephonstörungen, die sich vor einiger Zeit in Europa und Nordamerika bemerkbar machten, hatten ihr Gegenstück auch auf der südlichen Halbkugel unseres Planeten. Wenn in Europa noch in weit südlichen Gebieten, — sogar in Budapest — Nordlichter gesehen wurden, so wird auf der anderen Seite von Neuseeland berichtet, daß dort zur gleichen Zeit ein auffallend großes und helles Südlicht zu beobachten war. Die Rundfunksender Neuseelands wurden durch magnetische Stürme gestört und der drahtlose Fernsprechverkehr mit Indien und Amerika unterbrochen. In Ekuador hat ein magnetischer Sturm sogar Todesopfer gefordert. In der Stadt Riobamba wurden zwei Bauern getötet und viel Vieh kam durch Blitzschlag um. Schwer verletzt wurde auch der italienische Bischof Domenico Domin, der während des Sturmes im Kraftwagen auf einer Landstraße bei Guayaquil unterwegs war; er wurde ins Krankenhaus der Hauptstadt eingeliefert. Das Gewitter und die magnetischen Stürme traten in Ekuador in ähnlicher Weise auf wie kurz vorher in Nordamerika.

Balkan und Mittelmeer



Eißner-Deutscher Matern-Verlag (M)

„Westward-Ho!" kehrt heim!

Zehn weiße Siegeswimpel am Mast — 43 000 Tonnen versenkt

Von Kriegsberichter Hermann Kühn

11. 6. (PK). Ueber dem gigantischen Geschehen an der Westfront, über die heroischen Heldentaten der Stukas und Panzerwagen, der Pioniere, Artillerie und Infanterie in Frankreich, wo die größte Schlacht aller Zeiten sich entwickelt, sind die Augen aller Deutschen nach wie vor auf See gerichtet und verfolgen mit gespanntester Aufmerksamkeit den Kampf unserer jungen Kriegsmarine.

Die Meldung, daß wieder ein deutsches Unterseeboot von erfolgreicher Fernfahrt zurückkehrte, hat uns weit in die See hinausfahren lassen, um den Kameraden den ersten Gruß der Heimat zu überbringen. Ueber der See wallen die Frühsommernebel eines Sonntagmorgens. Diesig ist es und die Sicht schlecht! Da kommt das U-Boot in Sicht! Wir gehen an Bord und dürfen nun dabei sein, wie das siegreiche Boot seinen Heimathafen ansteuert.

In einem U-Boot, das viele, viele Wochen draußen war, geht es merkwürdig zu. An Deck stehen die Männer in ihren öligen, verschmierten Lederjäckchen. Der Bart umwuchert die jungen Gesichter, so daß jede Altersschätzung ein unmögliches Beginnen scheint. Wir wissen nur, daß es alle junge Menschenkinder sind besten deutschen Blutes! Auf der Brücke steht der Kommandant, gibt seine kurzen scharfen Kommandos, O. W. O., Signalpersonal und Rudergänger stehen neben ihm. Ihnen allen steht es heute auf dem Gesicht geschrieben, wieder daheim zu sein, und mit Stolz erzählen sie:

Kurz nach der Ausfahrt — wie eine Ewigkeit erscheint es — gab es gleich einen Fliegerangriff. Schnell tauchen und — vergebens waren die Bemühungen des feindlichen Fliegers, das Boot zu kitschen.

„Zehn sind es diesmal gewesen", und der Blick geht zu den weißen Siegeswimpeln da oben auf dem Turm! „Diesmal?" Ja, dieses Boot, an dessen Vorderkante stolz die Worte „Westward-Ho"! stehen, kehrt von seiner fünften erfolgreichen Fernfahrt in die Heimat zurück! Auf den Wimpeln lesen wir die Namen der versenkten feindlichen Schiffe. Am Backbord hängt am Turm ein blauweißer Rettungsring der „Bazza" — Le Havre, auch einige neutrale Schiffe mit Konterbande für Feindesland bestimmt, gehörten zur Jagdbeute. 43 000 Tonnen versenkte dieses Boot auf seiner letzten Fernfahrt und stellt das Rekordergebnis von 150 000 feindlichen versenkten BRT her!

Ich spreche mit einem Stabsmaschinisten. Aus seinem bärtigen Gesicht blicken seine blauen Augen immer wieder nach vorn. „Meine Frau und meine drei kleinen Kinder warten auf mich!" Ich fühle die Spannung in ihm. Genau so geht es den anderen, die wissen, daß es jetzt für einige glückliche Tage in die Heimat geht, zu den Eltern, der Braut oder zur jungen Frau und den Kindern. Auch ein echter Berliner Junge ist unter ihnen, der Jüngsten einer, der 21jährige Funkergefreite, an Bord kurz „Reesbauer" genannt. Alle bisherigen Feindfahrten hat er mit diesem Boot schon mitgemacht.

Auch er freut sich, auf einige Tage daheim sein zu können. So geht es allen hier an Bord, Kommandanten und Besatzung.

Vorbei geht es jetzt an den im Hafen liegenden Schiffen. Auf den Handelsschiffen läuft alles an die Reeling. Sie winken und rufen Begrüßungsworte herüber. Die Besatzungen der Kriegsschiffe stehen mit Front nach dem Boot und überall dippen die Flaggen „Westward-Ho!" zum Empfang den Heimatgruß! Das Mutterschiff kommt in Sicht.

„Der tapferen Besatzung U . . . ein dreifaches Hurra!" Wir erwidern diesen Gruß gleichermaßen und wirklich mitreißend erschallte das Lied: „Denn wir fahren gegen Engeland!" Es sind Minuten tiefster Ergriffenheit, die sich noch steigert, als das Boot an der Pier festmacht. Nach kurzem schneidigen Manöver liegt das Boot fest. Die Leinen werden um die Poller geworfen und knarrend reiben sich die Korkfender zwischen Bordwand und Kaimauer.

„Oberdeck Ordnung!" Der Kommandant geht über die kleine Gangway von Bord. Er meldet die Heimkehr seines Bootes und das Ergebnis seiner Fahrt, und nun folgen ihm seine Männer!

Da steht tatsächlich die junge Frau des Stabsmaschinisten, ihre drei Flachsköpfe um sich. Sie kennen ihren Pappi kaum wieder, aber sie sind es gewohnt, diese Seemannskinder. In überstürzter kindlicher Hast plappern sie ihm die unbedeutendsten Dinge entgegen, die sie von welterschütternder Wichtigkeit halten, und er läßt alles über sich ergehen. In den Augen der Eltern leuchtet tiefes Glück auf, fest halten sie sich an den Händen . . . .

Die Kameraden der heimgekehrten U-Boots-Besatzung drängen heran. Kräftige Händedrücke werden getauscht und derbe Seemannsscherzworte erfüllen den Tag, den gerade jetzt die ersten durchbrechenden Strahlen der Sonne mit sommerlichem Glanz gestalten. Unser kleiner Berliner, Georg, ist umringt und er schwingt schon mit Erfolg seine „Reesbinne". In den Luks steigen sie dann empor an Deck, in den Händen ihr Bordpäckchen mit den wenigen Habseligkeiten, die auf Fernfahrt mitgenommen werden, eine Handvoll! Der Platz im U-Boot ist so beschränkt, daß „Seesäcke" oder „Kofferparaden" nicht mitgenommen werden können. Der Nutzraum ist für wichtigere, lebensnotwendige Dinge bestimmt! Jetzt gehen sie zum Mutterschiff, der wohlverdienten Ruhe entgegen. Und morgen stehen sie mit ihrem Kommandanten vor dem B. d. U., um aus seinem Munde den Dank des Führers und des Vaterlandes entgegenzunehmen und als äußeres Zeichen dieser Anerkennung werden Kriegsauszeichnungen ihre Brust schmücken.

„Westward-Ho!" ist heimgekehrt!

Bauchlandung vor den eigenen Linien

Deutscher Jäger schlägt sich durch das Kampfgebiet

PK. (Von Kriegsberichter Egon Kieffer.) Auf dem weit vorgeschobenen Gefechtsstand unserer Flakabteilung herrscht besondere Aufregung. Ein Kraftwagen saust mit tollen Sprüngen über den mit Granattrichtern durchfurchten Acker. Den ganzen Vormittag über haben unsere schweren Flakbatterien diese Gegend unter Feuer gehabt. Wenige Kilometer von uns ist eine deutsche Maschine niedergegangen. Wie man durchs Glas erkennen kann, scheint es ein Jäger zu sein. Durch die Felder, an deren Seiten noch von Franzosen hartnäckig verteidigte Dörfer liegen, geht es in Richtung der Aufschlagstelle. Nach einigem Suchen ist die Maschine ohne besonderen Beschuß durch feindliche Kräfte erreicht. Da kommt auch schon der Flugzeugführer, ein junger blonder Fliegerleutnant, dem Wagen entgegen. Nichts ist ihm passiert. In einer glatten Bauchlandung hat er die Maschine auf die Wiese gesetzt. Und dann erzählt er von seinem Glück und Unglück. Vor knapp einer halben Stunde ist er mit seinen Kameraden aufgestiegen. Kaum haben sie die feindlichen Linien erreicht, da stellen sich ihnen feindliche Jäger entgegen. „Ich kurvte gerade in ungefähr 3000 Meter Höhe herum, um mir eine dieser Moranе auszusuchen," berichtet der Fliegerleutnant. „Plötzlich habe ich das Gefühl, daß mir einer auf den Fersen ist. Ich komme aber gar nicht mehr dazu, diesen Gedanken zu Ende zu gehen. Da sehe ich schon die Einschläge in meinem Motor, der sofort aussetzt. Oel und Benzin fließen um den Führersitz. Ich habe in diesem Augenblick keinen anderen Gedanken, als die Maschine auch noch mit der Latte auf die Erde zu bringen. Wirklich, sie hält. Langsam schwebe ich aus meiner Höhe hernieder. Aber wo bin ich? Da sehe ich, als ich aus einer Wolke herauskomme, ein große Wiese vor mir. Mit einiger Mühe versuche ich, die Maschine in der Nähe dieser Wiese niederzubringen. Es gelingt wirklich. Sehen Sie, nun bin ich da, und mir ist nichts passiert."

Aus dem Munde dieses Offiziers klingt das wie eine Selbstverständlichkeit. Aber es ist eine Höchstleistung fliegerischen Könnens und stärkster Willenskonzentration, eine manövrierunfähige Maschine aus dem Feuer der feindlichen MG.s herauszubringen und dann noch glatt, wenn auch auf dem Bauche, zu landen. Eine kleine Episode nur aus dem großen Geschehen des entscheidenden Vormarsches im Westen.

Den Fallschirm über die linke Schulter geschwungen, so steigt der junge Flieger in den Wagen, der ihn wieder zu seinem Flughafen bringen soll. Vielleicht steigt er morgen früh schon wieder in eine Maschine gegen den zurückweichenden Feind.

Die Schlupfwinkel der Kriegshetzer

Downing Street trägt den Namen eines Betrügers
Napoleon III. schuf den Quai d'Orsay

Churchill und Chamberlain, Attlee und Eden sind in diesen Tagen mit ihrem ganzen Anhang, dem einstigen Negus Haile Selassie, Benesch, Achmed Zogu und dem Herrn Biesterfeld in der Londoner Downing Street versammelt, um angstzitternd das Unheil aufgehen zu sehen, das sie gesät haben. Wenn die von England betrogenen fremden Völker gewußt hätten, nach wem Großbritannien seinen amtlichen Regierungssitz benannt hat, hätten sie sich wohl zweimal überlegt, englischen Garantien und Hilfsversprechen zu vertrauen.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts lebte in London ein Mann namens Sir George Downing, der zuerst unter Cromwell Kriegsdienste leistete, später aber mit Karl II. Frieden schloß. Er fristete dann sein Dasein von zweifelhaften Geschäften und saß auch eine Zeitlang im Tower gefangen. Nach diesem Betrüger und Spekulanten, der in der heutigen Downing Street ein Haus besaß, hat nun Großbritannien seinen Regierungssitz und Mittelpunkt des Empire benannt.

Zwei einfache, schmutzverkrustete Ziegelbauten

Dem trüben Charakterbild dieses echten Engländers entspricht auch das Aeußere der Downing Street. Es handelt sich hier um eine abgelegene, stille Seitenstraße von kaum zweihundert Meter Länge. Kein Besucher Londons vermag sie ohne fremde Hilfe aufzufinden. An ihrem Ende stehen zwei einfache, schmutzverkrustete Ziegelbauten mit den Hausnummern 10 und 11. Der Premierminister und der Schatzkanzler haben hier ihre Arbeits- und Wohnräume. An diesem versteckten Ort wird mit dem Blute und dem Schweiß eines Viertels der ganzen Erde der übelste Schacher getrieben, hier wurden die Einkreisungspläne der letzten Jahre geschmiedet und hier wird auch ein vernichtendes Gottesgericht über die plutokratischen Kriegshetzer hereinbrechen. Gegenüber von Downing Street erhebt sich ein gewaltiger Gebäudekomplex, in dem das Foreign Office und viele andere Ministerien untergebracht sind. Diese Häuser tragen jedoch alle keine Nummern. Der Fremde braucht nicht zu wissen, daß hier die Pläne jener Männer verwirklicht werden, die in den Räumen von Downing Street Nr. 10 und 11 ihre weltumspannenden Intrigen spinnen.

Es läßt sich wohl kaum ein größerer Gegensatz denken, als etwa zwischen der repräsentativen Berliner Wilhelmstraße und ihrem britischen Gegenpol. Hier gepflegte, hochragende und klargegliederte Bauten wie die Reichskanzlei, das Auswärtige Amt oder das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, deren Inneres gleichfalls mit ihrem Bestimmungszweck übereinstimmt, — dort Düsternis, Nebel und Schmutz in einer unscheinbaren Seitengasse, in der niemand den Regierungssitz des englischen Empire vermuten würde. Besonders auffällig tritt dieser Gegensatz an Tagen politischer Hochspannung, wie wir sie gegenwärtig durchleben, in Erscheinung. Während auf dem weiträumigen Wilhelmplatz eine riesige Menschenmenge den neuesten Nachrichten aus den Lautsprechern lauscht oder dem Führer, sofern er anwesend ist, begeisterte Huldigungen darbringt, versammelt sich in der Downing Street ein Häuflein hilfloser Briten, das angstvoll zu den dichtverhangenen Fenstern von Nr. 10 hinaufstarrt. Nur wenn einer der Minister das Haus betritt oder verläßt, kommt in diese Menschen einige Bewegung, zischen die Blitzlichter der Photoreporter auf, um die Gesichter der Männer mit dem schlechtesten Gewissen der Welt auf den Bildstreifen zu bannen . . . .

Der Regierungssitz mit dem doppelten Gesicht

Einen etwas freundlicheren, stilvolleren Eindruck als die Downing Street macht der Quay d'Orsay in Paris. Doch regieren hier heute nicht mehr ihrer nationalen Eigenart und persönlichen Verantwortung bewußte Franzosen, sondern in Reynaud, Daladier und Konsorten zwei plutokratische Kriegshetzer, die sich mit Haut und Haaren der englischen Politik verschrieben haben. Der Bau des französischen Außenministeriums am Quay d'Orsay wurde seinerzeit durch den Architekten Lacorne im Auftrage des Bürgerkönigs Louis Philipp errichtet. Napoleon III. hat ihn dann seiner heutigen Bestimmung übergeben. Wie die Regierungsgewaltigen, die das pompöse Bauwerk heute beherrschen, zeigt auch dieses selbst gewissermaßen ein doppeltes Gesicht. Die glänzende Fassade im Stil des zweiten Empire kann nicht über die in den Nebengebäuden zusammengedrängten, räumlich völlig unzureichenden Amtsbüros hinwegtäuschen, in denen verstaubte Akten viele Zimmer fast bis zur Decke füllen. Die größte Sehenswürdigkeit des einstigen Königsschlosses, in dem höfischer Prunk und republikanische Sachlichkeit in seltsamen Kontrast zueinander stehen, ist der sogenannte Uhrensaal. Im Archiv, das eine der interessantesten Dokumentensammlungen der Welt enthält, wird neben vielen anderen Urkunden auch das vom Führer längst zerrissene Schanddiktat von Versailles sorgfältig aufbewahrt.

Ueber beiden Regierungsstätten der Plutokratie, in London wie in Paris, stehen heute die Schatten einer riesengroßen Verantwortung, einer Verantwortung, die eine kriegslustige Clique leicht tragen zu können glaubte, als sie gegen das Deutsche Reich die Feindseligkeiten eröffnete. Nun werden die Waffen das letzte Wort sprechen.

Aus Westdeutschland

Einmachen ohne Zucker

Nur wenige Wochen, und wir ernten in unseren Gärten viele Früchte, die wir für den Winter haltbar machen wollen. Manches leicht verderbliche Obst oder Gemüse wird auch plötzlich in größeren Mengen auf den Markt kommen und eine schnelle Verarbeitung verlangen. Was ist dann selbstverständlicher, als daß die Hausfrau zugreift. Wie aber soll sie in diesem Jahr Gemüse und Obst haltbar machen? Auf die altgewohnte Weise geht es nicht immer, es sind entweder nicht genügend Gläser oder keine Gummiringe vorhanden oder es fehlt an Zucker. Das sind allerdings keine Hindernisse für die geschickte Hausfrau. Wer keine oder nicht genügend Gläser besitzt, verfügt vielleicht über ein paar Flaschen und Steintöpfe und kann sich auch noch einige Mullbeutel nähen. Je nachdem, was wir haben, wählen wir die Einmachmethoden, das Trocknen, das Einlegen und Einsalzen oder das Eindünsten, und je nach dem Zuckervorrat das Einkochen mit oder ohne Zucker. Am bekanntesten ist das Einkochen von Obst mit Zucker und von Gemüse in Gläsern. Fast alle Früchte können wir aber auch ohne Zucker einkochen. Für die kleinen Früchte, Stachelbeeren, Kirschen, Heidelbeeren, Johannisbeeren, aber auch kleingeschnittenen Rhabarber verwenden wir Flaschen. Sogar Marmeladen können ohne Zucker eingemacht werden. Zucker spart man auch, wenn man säuerliche mit süßen Früchten zusammen verarbeitet. Weniger gebräuchlich ist sicherlich im Stadthaushalt das Dörren von Obst und Gemüse, wozu sich vor allem Heidelbeeren, Preißelbeeren, Kernobst, Pilze und grüne Bohnen, Kohlrabi, Sellerie und die verschiedenen Suppenkräuter eignen. Beim Dörren wird dem Gemüse und Obst lediglich das Wasser entzogen, alle Nährstoffe bleiben erhalten. Das Verfahren ist sehr einfach. Zum Trocknen genügt eine einfache selbst herzustellende Horde. Getrocknet wird mit der Herdwärme. Das Einsäuern ist uns am bekanntesten für Gurken, man kann aber auch Gemüse einsäuern. Das Einlegen der Früchte ist eine sehr alte Art des Konservierens. Gurken, Pflaumen, Birnen, Kürbis und Gemüseallerlei z. B. werden in Essig gelegt. Jede Hausfrau wird also eine Art der Haltbarmachung finden, die ihr zusagt und es ihr mit den zur Verfügung stehenden Mitteln erlaubt, etwas einzumachen.

Vorbestrafte sollen sich hüten!

Münster. Vor der Strafkammer am Landgericht in Münster hatte sich der Angeklagte Alfred Fürstenberg aus Weddinghofen zu verantworten. Er ist vielfach vorbestraft, u. a. auch öfters wegen Hehlerei. Die Anklage warf ihm vor, am 25. Februar abends unter Ausnutzung der Verdunkelung vor einer Wirtschaft in Werne ein Fahrrad gestohlen zu haben. Das Rad benutzte er auch, um zu seiner Arbeitsstätte zu fahren. Mildernde Umstände konnten dem Unverbesserlichen nicht zuerkannt werden. Es war nicht einwandfrei festzustellen, ob auch eine Ausnutzung der Verdunkelung die Tat noch strafwürdiger erscheinen ließ. Der Angeklagte erhielt wegen Diebstahls im Rückfall eine Zuchthausstrafe von einem Jahr und drei Monaten.

Jugend schafft im Kriege schöne Heimat

Bünde. Der Widukindkreis Herford hatte vor einiger Zeit einen bedeutsamen Wettbewerb ausgeschrieben, der einmal die restlose Erfassung allen nicht verwertbaren Materials und auf der anderen Seite die Entschandelung der heimischen Landschaft zum Ziele hatte. Am 10. d. M. lief der Wettbewerb ab, an dem die Jugend des Kreises mit frohem Eifer teilgenommen hatte. Sie zog mit ihren Wagen durch die Gemarkungen und untersuchte die Abladeplätze in Tälern, Sieken, Teichen auf Herz und Nieren. Verschiedentlich sind noch schöne Mengen zusammengebracht worden, die nun der Verwertung im Zeichen des Abwehrkampfes zugeführt werden. Die häßlichen Stellen im Landschaftsbild verschwinden. Jetzt ergeht an alle Einwohner die Bitte, durch tätige Mitarbeit das verschönte Bild zu erhalten.

700 Jahre Schloßgeschichte Dillenburg

Dillenburg. Auf eine 700jährige Schloßgeschichte kann in diesem Jahre Dillenburg zurückblicken. Das früher so starke Schloß wurde 1240 errichtet. Später wurde es von Franzosen in Brand geschossen und dann geschleift. Noch heute künden die starken Mauern und Ruinen wie unterirdischen Gänge, wie stark einst die Befestigungsanlage war. Auf dem Schloßberggelände erhebt sich nunmehr seit genau 65 Jahren der Wilhelmsturm als Erinnerung an große geschichtliche Zeiten unserer Heimat. Viele Tausende von Menschen haben im Laufe der Jahrzehnte die Schloßberganlagen und den Turm besucht.

Von der Zugmaschine erdrückt

Ehringhausen (Dillgebiet). Auf der Straße bei Wehrdorf kam eine Zugmaschine mit Anhänger von der Straße ab und stürzte in einen Graben. Dabei wurde der 33jährige Kraftfahrer Borngräber aus Gießen von der schweren Maschine erdrückt und auf der Stelle getötet.

Der Weinjahrgang 1939

Trier. Der Weinjahrgang 1939 an Mosel, Saar und Ruwer ist im Kreise Bernkastel bei etwa 1/3 bis 1/2 Herbst amtlich mit gering bis mittel bewertet worden. Die gleiche Güteberurteilung trifft auch auf alle anderen Kreise zu, und zwar bei einem Ertrag von 1/2 bis 2/3 Herbst. Das Erntegut bedurfte durchweg der Verbesserung; es ist als durchschnittlicher Verbrauchswein anzusprechen. Der Gesamtwert der 1939er Ernte an Mosel, Saar und Ruwer beläuft sich auf rund 17,4 Millionen RM. für etwa 25 100 geerntete Fuder gegenüber 34,2 Millionen RM. für 44 500 Fuder in 1938.

Wahrscheinlichkeit 1:57 000 000

Ein Vater mit 10 Dollar Wochenlohn ist verzweifelt — Was Röntgenaufnahmen verraten

Die amerikanische Oeffentlichkeit wird zurzeit durch einen Vorgang in Spannung gehalten, der für die Amerikaner, wie es manchmal scheinen will, wichtiger ist als alle Ereignisse sonst irgendwo in der Welt. Nach einer Mitteilung aus Miami wird man im kommenden Monat einer neuen Fünflingsgeburt entgegensehen können. Diese Fünflingsgeburt würde also das sensationellste Ereignis des Nordamerikanischen Kontinents darstellen. Die Mutter soll eine gewisse Katherine Callahan sein, deren Gatte als einfacher Landarbeiter einen Wochenlohn von 10 Dollar bezieht. Allerdings werden die gemachten Angaben von den Spezialisten auf dem Gebiete der Vielgeburten sehr skeptisch aufgenommen, nachdem man schon sehr große Enttäuschungen in dieser Richtung in den letzten Jahren erlebt hat.

Unter dem Röntgenschirm

Vor einigen Wochen stellten sich bei Mrs. Katherine Callahan ernste Schwierigkeiten im Zusammenhang mit einer einfachen Schwangerschaft ein. Diese Tatsachen wurden von den Aerzten zum Anlaß genommen, im Hospital von Miami eine besondere Untersuchung anzusetzen, wobei die dort zur Verfügung stehenden Röntgenstrahlen benutzt wurden, um genaue Aufnahmen zu machen. Das Resultat dieser Lichtbilder war verblüffend:

Man stellte an Hand der Röntgenplatten fest, daß bei der erst 22jährigen Mutter 5 kleine Köpfe sichtbar waren. Unter diesen Umständen — und wenn keine photographische Täuschung vorliegt, muß man damit rechnen, daß man eine Vielgeburt, und zwar vermutlich eine Fünflingsgeburt zu erwarten hat. Damit würden also die Wünsche der Mrs. Katherine Callahan erfüllt, die bei ihrer Hochzeit sagte, sie wünsche sich eine Familie von 10 Jungens, die als Fünflinge — also in zwei Geburtenfolgen zur Welt kommen sollten.

Universitäten kontrollieren

Die Feststellungen vor dem Röntgenschirm waren für die Wissenschaft natürlich eine Sensation. Der Arzt der Mrs. Callahan bestätigte in verschiedenen Interviews, daß er ganz deutlich die 5 Köpfe wahrgenommen habe. Die Negative der Photographien wurden schleunigst nach Baltimore in das Laboratorium der John-Hopkins-Universität überwiesen. Hier werden nun die entsprechenden Kontroll-Untersuchungen vorgenommen. Vor Abschluß dieser Kontrollen, die noch einige Zeit in Anspruch nehmen werden, sind und bleiben die Wissenschaftler natürlich äußerst vorsichtig in ihren Aeußerungen und Gutachten.

Aber man hat natürlich schon der Mutter und auch dem zukünftigen Vater die entsprechenden Mitteilungen gemacht. Die Wirkungen waren nicht so, wie man angenommen hatte: Die zukünftige Mutter verfiel in nervöse Weinkrämpfe, während Mr. Callahan vollkommen verstört in seiner kleinen Wohnung, die nur aus einem einzigen Zimmer besteht, herumlief. So trafen ihn dann auch die Journalisten an, die sich natürlich nach amerikanischer Art um diesen Fall allzu eingehend und wenig diskret kümmerten.

Verlockende Offerten für einen armen Teufel

Die erste vorteilhafte Offerte, die — immer für den Fall einer tatsächlichen Fünflingsgeburt — dem Mr. Callahan gemacht wurde, kommt von dem Besitzer der Zeitung „Miami Herald". Er hat das Angebot gemacht, für die Zukunft der Familie Sorge zu tragen, wenn die Veröffentlichung aller Artikel und Fotos als Alleinrecht auf die Zeitung übergeht. Unter diesen Umständen sei er sogar bereit, den besten Platz in einem Luxus-Hospital für die Mutter der Fünflinge zu bezahlen.

Die amerikanischen Presse-Spekulanten sind selbstverständlich nicht müßig geblieben und haben ähnliche Angebote gemacht. Aber sämtliche Offerten sind sehr vorsichtig aufgebaut und beziehen sich immer nur auf den Fall, daß auch tatsächlich Fünflinge zur Welt kommen. Und hier wird die Sache problematisch.

Weshalb der Fachmann es nicht glaubt

Man hat natürlich in ganz Nordamerika alle Fachleute für Vielgeburten zu Rate gezogen und die Frage gestellt, ob sie es für möglich halten, mit dem Röntgenschirm derartige Vielgeburten genau voraussagen zu können. Die nächste Frage lautet, ob man es für wahrscheinlich hält, daß die Kinder lebend zur Welt kommen und auch am Leben bleiben.

Während, was die erste Frage betrifft, die Fachleute in ihrer Meinung auseinandergehen und teils Täuschungen als wahrscheinlich erachten, sind die Fachleute bezüglich der zweiten Frage restlos skeptisch.

Sie sind nämlich der Auffassung, daß derartige Fünflinge vermutlich nicht länger als höchstens vielleicht 50 Minuten leben werden. Denn man hat aus der gesamten medizinischen Literatur festgestellt, daß unter 57 Millionen Geburten nur einmal Fünflinge zur Welt kommen und von diesen Fünflingen unter 100 Fällen nur einmal diese geborenen Kinder über 50 Minuten hinaus am Leben bleiben. Daraus erklärt sich die Skepsis der Fachleute, die man allerdings so lange teilen muß, als nicht die Kinder ihren ersten Geburtstag gefeiert haben.

Das Zauberboot!

20 Roman von William Thomi

Oscar Caral ließ seine schwere Hand über die Platte seines Schreibtisches gleiten. Wie viele zufriedene Stunden hatte er hier unter der Lampe verlebt, wenn er sorgfältig und ehrenhaft Zahl unter Zahl geschrieben hatte.

Alles in Ordnung, dachte er und lachte bitter. Der Brief, der seine Erklärungen enthielt, lag auf dem Löschblatt und war leicht zu finden. Ja, für ihn war morgen alles in Ordnung. Mehr konnte er nicht tun.

Er verschloß den Schreibtisch und ließ den Schlüssel stecken. Dann trat er ans Fenster. Es war Nacht geworden. Nur die elektrische Lampe am Brunnen war noch zu sehen. Sie hing wie eine dicke, von Lichtstrahlen starrende Kastanie in der Dunkelheit.

„Ich könnte jetzt zu Barcarolle gehen", fiel ihm plötzlich ein. „Es ist noch etwas zu erledigen."

Er sah auf die Uhr. Es war noch nicht zu spät. Ruhig verließ er das Haus. Unten ließ die Frau ihre Handarbeit sinken und lauschte auf das Geräusch seiner Schritte.

Als er unter Barcarolles Fenster angekommen war, rief er leise:

„He, Barcarolle. Ich bin es, Oscar. Ich muß mit dir sprechen."

Barcarolle beugte sich in die Dunkelheit hinaus. Eine jähe Freude ergriff ihn. Er wurde gerufen! Man erinnerte sich wieder an ihn und brauchte seinen Rat. Er sprudelte hervor:

„Hallo, Oscar? Komm herein. Warte, ich mache auf. Ist jemand krank bei euch? Pierrot?"

Oscar Caral blieb auf der Schwelle stehen. Das Licht der Petroleumlampe blendete ihn. Von den Wandbrettern blitzten ihn die Gläser mit den Heilkräutern grünfunkelnd an. Am stärksten aber leuchteten die großen Augen Barcarolles. Es war Caral, als blätterten sie sein Herz auf und durchstöberten die dunkelsten Winkel. Plötzlich schämte er sich seines Verdachtes.

„Ich wußte ja, daß ihr mich wieder holen würdet. Ihr kommt ja doch nicht ohne mich aus, und ich nicht ohne euch. Siehst du, Oscar, es ist nur dieser Schankai —"

Jetzt gewann der Kassierer seine Sicherheit zurück.

„Laß den Schankai zufrieden", fiel er ihm ins Wort. „Ich muß mit dir über Pierrot reden. Ich vertraue dir, weil du immer ein anständiger Kerl gewesen bist. Aber die Sache muß unter uns bleiben."

Barcarolle öffnete beunruhigt die Lippen und wartete. Der Kassierer zögerte, der Alte würde sicher böse werden. Schon bedauerte Caral, daß er hergekommen war. Aber dann gab er sich einen Ruck.

„Hör' zu", sagte er.

Und er erzählte ihm von dem rätselhaften Diebstahl. Dann kam er auf seinen Sohn zu sprechen:

„Und jetzt frage ich mich, wenigstens manchmal, ob nicht vielleicht Pierrot das Geld gestohlen hat. Er ist wie verrückt in der letzten Zeit. Er hat eine Wut auf alle und jeden, sogar auf Schankai, der ihm doch wirklich nichts getan hat."

„Was das betrifft, so hat er ganz recht", brummte Barcarolle.

Der Kassierer stampfte ärgerlich mit dem Fuß.

„Darum handelt es sich nicht! Ich wollte dich fragen, ob du vielleicht irgendetwas bemerkt hast. Kannst du nicht versuchen, es herauszubekommen? Du stehst doch gut mit Pierrot."

Barcarolle stand auf, seine Hände zitterten. Langsam sagte er:

„Oscar, ich habe dich sehr gern. Selbst wenn alle dich anklagen — ich würde niemals an deine Schuld glauben. Du bist ein ehrlicher Mensch. Aber was deinen Jungen betrifft, so bin ich noch sicherer. Wenn er in diesen Wochen so verstört ist, dann ist nicht sein böses Gewissen daran schuld. Er hat Kummer wegen der Claire. Wenn du ihm auf den Zahn fühlen willst, dann sage ihm einfach ins Gesicht, daß du ihn in Verdacht hast. Ich jedenfalls — ich denke gar nicht daran. Dem armen Jungen steht es sowieso bis hierher." Er hob die Hand an seinen Hals.

Er liebt ihn, als ob er Pierrots Vater wäre!, dachte der Kassierer. Er wandte sich ab. Die Flamme, die aus Barcarolles Augen sprang, verbrannte ihm das Gesicht.

„Du bist ein grobes altes Biest!" sagte er und ging zur Tür. „Wahrhaftig, Schankai hat recht, man kann sich auf niemand mehr verlassen. Aber halt den Mund darüber, verstanden? Ich möchte nicht denunziert werden — wie andere Leute!"

Er ging. Er stolperte die Treppe hinunter, und der Hausflur erdröhnte unter seinen Tritten. Deutlich vernahm Barcarolle, wie der Kies auf dem Wege knirschte. Er fröstelte. Die kalte Luft strich wie eine Katze um seine Beine. Er hatte einen plötzlichen Schwächeanfall. Die Flamme in der Lampe schien sich zu verfärben, sie wurde erst blau, dann grün. Schatten, zerfließend wie Gallerte, umtanzten ihn. Er nahm eine Flasche vom Sims und trank. Diesmal trank er, weil er wirklich krank war. Von seinem Herzen aus breitete sich ein stechender Schmerz durch den Körper und fuhr in alle Adern.

Er ließ sich in den Sessel fallen. Im Lampenzylinder zuckte die Flamme auf und nieder. Barcarolle sah ihr zu, bis sie sich beruhigte und wieder still auf den Boden der Lampe herabsank.

Am anderen Morgen stand Oscar Caral früh auf. Er rasierte sich vor dem Spiegel, der so tief hing, daß er sich bücken mußte, um hineinzusehen. In der Küche brühte seine Frau den Kaffee auf. Dann setzte sie sich und betrachtete ihren Mann.

„Kannst du nicht ein andermal nach Payerne gehen?" meinte sie nach einer Weile. „Du siehst heute nicht gut aus."

Er sah sie an, und sein Blick drang ihr tief ins Herz. Lange mußte sie später an diesen Blick denken, der wie von einem Ertrinkenden gewesen war, der verzweifelt nach einer rettenden Hand Ausschau hält. Sie biß die Zähne zusammen, um ihr Mitleid zurückzudrängen. Aber es war sinnlos, etwas zu sagen. Allzuoft hatte er sie in den letzten Wochen roh zurückgewiesen.

„Nein", sagte er auch jetzt. „Ich muß gehen. Du kannst Pierrot sagen, daß er mich bis Esserts begleitet. Ich will ihm noch die Arbeit anweisen."

Er stand auf. Eine heiße Welle von Zärtlichkeit für diese Frau, die das Glück seines Lebens gewesen war, überflutete ihn. Erinnerungen kamen. An einen Abend, als sie Arm in Arm vom Hafen heimgegangen waren. An die Geburt Pierrots. Am liebsten hätte er sich in ihre Arme geworfen, um die Wärme ihrer Brust zu spüren, um ihr alles, alles zu sagen und um zu weinen. Aber er riß sich zusammen. Sein Mißtrauen war stärker. Würde sie ihm glauben?

Er trat auf sie zu und versuchte zu lächeln.

„Mach' dir keine Sorgen", sagte er.

„Weshalb soll ich mir Sorgen machen?"

„Falls ich vielleicht etwas später heimkommen sollte."

Jetzt verstand sie und lächelte. Rasch küßte er sie aufs Haar. Dann holte er seinen Stock.

Draußen gesellte sich Pierrot zu ihm. Schweigend stiegen sie den Hang hinauf.

Die Luft war feucht vom Regen der Nacht. Am Horizont türmten sich Wolken, die schmutziger, strähniger Wolle glichen. Wieder begann es zu regnen. Die Tropfen blinkten in den Pfützen. Als sie das freie Feld erreicht hatten, blieb Oscar Caral stehen.

„Weißt du eigentlich, wohin ich gehe?"

Pierrots Gesicht blieb verschlossen.

„Ich gehe weg von hier", fuhr der Kassierer fort, „und ihr werdet mich niemals wiedersehen."

Jetzt horchte Pierrot auf. Aber er war nicht einmal sehr überrascht. Er hatte geahnt, daß etwas kommen mußte. Trotzdem stockte ihm der Atem. Mit würgender Stimme fragte er:

„Aber warum denn?"

„Weil man mich bald verhaften wird."

„Dich verhaften? Bist du verrückt? Was hast du denn verbrochen?"

„Nichts. Aber seit Ende August fehlen 6000 Franken aus der Gemeindekasse."

„Aber du hast sie doch nicht gestohlen."

„Nein. Aber ich bin verantwortlich dafür. Man wird mich unter Anklage stellen. Es kommt hinzu, daß ich eine Kaution von 3000 Franken vor kurzem habe bezahlen können. Schankai hatte mir das Geld geliehen, ich schulde es ihm noch heute. So. Wenn du mich verraten willst, kannst du hingehen und alles erzählen."

Seine Stimme erstarb. Er wandte sich ab, um die Obstgärten an den Hängen nicht mehr sehen zu müssen und die weiße Straße, an deren Ende die roten Dächer von Cabrolles schimmerten. Er roch den Duft der frischgepflügten Erde und des welken Laubes, das der Wind über die Felder wirbelte. Sein Gesicht war bleich, als neige er sich über ein blumengeschmücktes, frisches Grab. Und er wartete, daß Pierrot irgend etwas sage.

Aber Pierrot schwieg. Ihm war es, als müsse er sich einen Halt suchen. Er wollte die Hand seines Vaters fassen, den er in einen Sumpf versinken sah, stumm, ohne einen Laut, nur in den Augen eine flackernde und bläulich ersterbende Flamme. Aber er konnte sich nicht rühren. Eine unsichtbare Hand verschloß ihm den Mund, und eine übermenschliche Kraft hielt ihn auf seinem Platz gefesselt. Immer hörte er den Regen niederrauschen. Und nun war es, als löse sich die Gestalt des Vaters auf. Ein Angstschrei steckte ihm im Halse, aber wie in einem furchtbaren Traum konnte er ihn nicht herausbringen. Ein ohnmächtiges, brennendes Mitleid mit dem Vater würgte ihn.

„Hör zu", sagte jetzt Oscar Caral und trat wieder aus dem dunklen Nebel hervor, der ihn umhüllt hatte. „Ich muß jetzt gehen. Aber etwas möchte ich noch wissen —"

Er versuchte den Satz zurückzuhalten, aber da war er schon heraus:

„Du hast doch nicht etwa das Geld genommen?"

Pierrot schwankte wie ein Baum unter der Axt. Jetzt waren seine Arme wieder frei, und eine wilde Kraft erfüllte ihn. Wie der Klöppel einer Glocke dröhnte der Zorn zwischen seinen Schläfen. Fast hätte er sich auf den Menschen dort, der ihn beleidigt hatte, gestürzt. Alle Ruhe und Kaltblütigkeit, die ihm geblieben war, mußte er zusammennehmen, um nicht zu vergessen, daß der andere sein Vater war. Die Fäuste des „Raufers" zuckten, als wollten sie losschlagen, sich gegen einen Todfeind richten.

Er senkte die Wimpern und suchte den Blick des Vaters. Und er sah, daß dem die Tranen jammervoll über die Backen rannen. Da wurden auch seine Augen feucht, und das brennende Mitleid kam wieder über ihn. Er demütigte sich und sagte:

„Du hast also gedacht, daß ich es war? Du hast glauben können, daß ich so etwas tue? Ich habe nie auch einen Pfennig in deinem Büro angerührt."

Er schwieg, und Schluchzen schüttelte ihn.

Lange standen sie schweigend und blickten einander in die Augen. Schließlich murmelte der Vater:

„Schön, ich gehe. Ihr werdet mich nicht wieder zu sehen bekommen, bevor der Dieb gefunden ist."

Er ging. Seit vielen Generationen war es nicht mehr geschehen, daß ein Caral vor dem Richter stand. Er konnte es nicht einmal ertragen, unter Menschen zu leben, die hinter seinem Rücken über ihn redeten. Oscar Caral war ein kluger Mann, der das Leben kannte. Aber wenn das Unglück über diese Männer kommt, werden sie wie Kinder und suchen das Heil zuerst in der Flucht.

Er sagte noch:

„Grüß die Mutter. Sie muß einsehen, daß es so noch am besten ist. Leb wohl."

Furchtsam streckte er Pierrot die Hand hin. Aber als er sah, daß der Junge zu zögern schien, ließ er sie wieder sinken. Pierrot zahlte Ungerechtigkeit mit Ungerechtigkeit zurück. Nach ein paar Schritten drehte Caral sich noch einmal um:

„Ich habe das Geld nicht gestohlen."

Weit ausschreitend ging er den Weg entlang. Der Regen fiel jetzt weniger heftig, aber feiner, als sparte er seine Kraft, um desto länger zu dauern. Erde und Himmel flossen grau ineinander. Der Waldrand glänzte wie ein Schiffsrumpf. Dort unten, wo die Straße schmaler wurde, verschwand jetzt langsam der Vater. Er war nur noch ein dunkler Fleck, den der Wald gleich verschlingen würde. Pierrot sah ihn davongehen und dachte: Ich will ihm nachlaufen! Ich will ihn aufhalten — und konnte sich nicht von der Stelle rühren. Es war wohl eine große unbekannte Kraft, die alles bestimmte. Sie stieß seinen Vater fort und hielt ihn fest. In ihren Händen formte sich das Schicksal aller.

Der Mann dort unten ging immer weiter. Ganz leise, fast unmerklich, schloß sich der Wald um ihn. Pierrot hob den Arm, als ob er winken wollte. Hitze stieg ihm ins Gesicht. Er wollte rufen, aber er mußte immer wieder seinen Speichel hinunterschlucken. Endlich brach seine Stimme hervor und brannte ihm am Halse wie eine Nessel.

„Vater!"

Aber es war zu spät. Schon hatte ihn der Wald verschlungen.

Pierrot seufzte. In seinem Kopf begannen Gedanken zu schwirren wie Bienen. Er hatte Furcht. Er dachte an seine Mutter und begann zu laufen. Er wagte nicht, sich umzuwenden. Immer noch verfolgte ihn der Bienenschwarm. Als er die Höhe erreicht hatte und die Dacher des Dorfes vor sich sah, blieb er stehen. Dort unten im Haus, wo die Mutter in diesem Augenblick das Schweinefutter kochte und vielleicht an ihren Mann dachte, erwartete ihn sein schweres Schicksal. Ein Wort schoß ihr durch den Kopf: Lhon! Dorthin würde der Vater fliehen, zu seiner Schwester, die alle in Cabrolles längst für tot hielten, weil im Hause Caral niemals von ihr gesprochen wurde. Er und die Mutter mußten den Aufenthalt geheim halten. Sie mußten es ertragen, in einer Wolke von bösen Verdächtigungen weiterzuleben. Jetzt, da er um sein eigenes Glück zu kämpfen hatte, mußte er auch noch die Ehre seines Vaters verteidigen. Es war zuviel Ungerechtigkeit in der Welt.

Der Himmel hatte sich ganz und gar bewölkt. Stunden-, vielleicht tagelang würde dieser Regen dauern. Pierrot empfand Uebelkeit. Er litt unter dieser schlaffen, tückischen Witterung. Was er brauchte, war ein ehrlicher Kampf. Mann gegen Mann, ein Kampf, in dem der rohe Geruch des Feindes uns wilde Wut einhaucht und der Haß den Gegner stärker an uns bindet als den eigenen Bruder.

Er aber, er mußte mit dem Nichts, mit der Leere kämpfen.

Wie eine Scheune, in die der Blitz gefahren ist, flammte der Zorn in ihm hoch. Er spie einen Fluch in den Regen. Aber das erleichterte ihn nicht.

Und dann begann er davon zu denken, wie er den Dieb finden konnte.

Neuntes Kapitel

Gegen Weihnachten kam Marguerite mit einem Knaben nieder.

Einige Tage vor dieser freudlosen Geburt hatte es zu schneien begonnen. Die weißen Flocken senkten sich auf die Hügel und schwebten in die Talsenken hinab, wo die dunklen Adern der Bäche sie mit fortschwemmten und verschlangen. Auf den trockenen Grasbüscheln im Moor blieb der Schnee liegen, aber auf den Zweigen, die noch ein wenig Wärme bewahrt hatten, schmolz er wieder.

In der weißen Landschaft gewahrte man jetzt deutlich die Nacktheit der Bäume. Schwärzlich und verkrümmt starrten die Zweige der Apfel- und Walnußbäume in den Himmel, und an den Ufern standen zu Füßen der entblößten Pappeln die Sträucher wie Besen.

Auf das frische weiße Blatt des Winters schrieben die Waldtiere mit Nägeln und Krallen die Berichte von ihren Hungerwanderungen nieder. Manchmal waren ihre Stimmen ganz nah beim Dorf zu hören. Täglich senkte sich der graue Himmel tiefer herab, bis er die Dächer zu berühren schien, und die Lampen hinter den beschlagenen Fensterscheiben strahlten ein milderes Licht aus. Der Wind bestürmte das Dorf. Tag und Nacht, ohne Unterbrechung, hörte man ihn rütteln, heulen und winseln. Die Fensterläden schlugen krachend gegen die Mauern.

Die Zeit der stillen Einkehr war gekommen. Die Arme ruhten, und die Herzen fanden Muße zur Besinnung und Selbstprüfung.

Auf Marguerite wirkte der frische Schnee wie ein Balsam, der die Bitterkeit ihrer Gedanken ein wenig linderte. Regungslos lag sie in ihrem Bett, und die weiße Stille hüllte das Haus wie in Watte ein. Sie vergaß alles. Nur das Knacken des Feuers in der Küche und die schlürfenden Schritte der alten Torret, die die Wochenpflege übernommen hatte, erinnerten sie ab und zu noch daran, daß sie noch lebte.

Neben ihr in der Wiege, die seit Generationen alle kleinen Pivembois beherbergt hatte, ruhte das Kind. Sie spürte seinen starken, gesunden Atem. Anfangs hatte sie sich dagegen gesträubt, dieses Kind zu lieben, aber das Muttergefühl war stärker. Wenn sie dem Kleinen die Brust gab, überflutete sie eine unwiderstehliche Welle von Zärtlichkeit. Lange betrachtete sie ihn, und sie erbebte bis ins Innerste, wenn sie seinem unschuldigen Blick begegnete. Seine Augen baten so ungestüm um Liebe, daß ihr die Tränen kamen.

Der jüngste Pivembois war ein hübscher kleiner Kerl, er hatte breite Schultern und schmale Hüften. Nur das Haar, das so blond und kurz war, daß das Kind fast kohlköpfig erschien, erinnerte an den fremden Vater. Die Frauen aus dem Dorf, die die Wöchnerin besuchen kamen und den Kleinen neugierig betrachteten, konnten aus der jungen Mutter nichts herauslocken. Marguerite lächelte sie so schmerzlich an, daß sie nicht weiter zu fragen wagten.

Marguerite lag mit geschlossenen Augen und dachte an alles, was sie in ihrem jungen Leben durchgemacht hatte, bis das Kind gekommen war. Es war nun für immer mit ihrem Schicksal verbunden. Manchmal bäumte sie sich zornig auf. Nein, das Leben war nicht gerecht. Pierrot, der sie nun verachten würde, war im Grunde an allem schuld. Nichts wäre geschehen, wenn er sie in seinem Uebermut nicht so gekränkt hätte.

Immerhin war ihre Lage nicht verzweifelt. Der Vater hatte sich großmütig gezeigt. Als er eines Tages den Zustand seiner Tochter bemerkte, nahmen seine Augen einen Ausdruck an, den sie noch nicht an ihm gesehen hatte. In seiner Stimme schwang Zorn und Unsicherheit zugleich, als er fragte:

„Von wem hast du es?"

Sie senkte den Kopf, bereit, den Zorn des alten Wildschützen über sich ergehen zu lassen. Er ballte die Fäuste und trat einen Schritt näher.

„Ist es einer aus dem Dorf?"

Sie sah ihn mit blitzenden Augen an. Da fragte er nicht weiter. Er hatte verstanden, das Kind war von einem Cabrollaner. Also hatte seine Tochter sich nicht allzusehr vergangen. Er atmete auf. Es hätte ihm das Herz gebrochen, Marguerite aus dem Hause jagen zu müssen. Nach einer Weile zog er seine Pfeife aus der Tasche und sagte:

„Du kannst hierbleiben."

Dann ging er fort. Niemals wieder sprach er seitdem mit Marguerite über die Angelegenheit. Er wurde jetzt noch schweigsamer als zuvor, aber sein Gesicht war ruhig. Manchmal lachelte er sogar glücklich, wenn er an das Kind denken mußte.

Die Meinung der Leute kümmerte ihn wenig, er verließ sich auf sich allein. Solch ein Unglück kam überall mal vor. Auch mußte er sich eingestehen, daß der frühe Tod seiner Frau und seine primitiven Erziehungsmethoden Marguerite weitgehend entschuldigten. Er verstand es besser, den Füchsen nachzuspüren, als den seltsamen Gedanken eines verliebten Mädchens.

Forts. folgt.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Erich Schmidt z. Zt. im Felde. Vertretung; Schriftleiterin Helma von Rauchenbichler Menden; für Anzeigen: Herma von Rauchenbichler. Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft v. Rauchenbichler, Menden. Z. Zt. ist Anzeigenpreisliste 6 gültig.

Anzeigenteil

Bekanntmachung.

Auf Grund ordnungsmäßiger Beschlüsse bei den Generalversammlungen ist der Gemeinnützige Spar- und Bauverein für Stadt und Amt Menden e. G. m. b. H. in Menden mit der Gemeinnützigen Baugenossenschaft „Eigenheim" e. G. m. b. H. für Menden und Umgegend, die ihre Firma in: „Gemeinnützige Bau- und Siedlungsgenossenschaft e. G. m. b. H. in Menden" geändert hat, verschmolzen. Die Gläubiger des Gemeinnützigen Spar- und Bauvereins für Stadt und Amt Menden e. G. m. b. H. in Menden werden aufgefordert, sich bei uns zu melden.

Gemeinnützige Bau- u. Siedlungs-Genossenschaft e. G. m. b. H. in Menden

gez. Heymann Meier Sartorius

W.-T.-Lichtspiele, Menden

Mittwoch — Donnerstag

Leinen aus Irland

Ein Wien-Film der Styria im Bavaria-Verleih nach der gleichnamigen Komödie von Stephan von Kamare mit **Irene von Meyendorff, Rolf Wanka, Otto Treßler, Georg Alexander, Hans Olden, Oskar Sima. — Regie: Hans Helbig.** Der bittere Kampf eines tüchtigen Kaufmanns gegen die Macht eines jüdisch beeinflußten Großkonzerns des innerlich zerfallenen Oesterreich der Vorkriegszeit

Dazu sehen Sie die neueste Wochenschau: „Deutsches Schwert schreibt Geschichte."

Für Jugendliche zugelassen!

Mittwoch 3 Uhr: Wochenschau-Sondervorstellung.

Einheitspreis 0,40, Militär u. Kinder 0,20 RM.

Fleißiges und selbständiges

Erstmädchen

in modernen Haushalt sofort oder später wegen Heirat des jetzigen Mädels gesucht.

Wo, sagt d. Geschäftsst. d. MZ.

Geb., berufstät. Dame, die ihren Beruf wechseln will und perf. in Schreibm. ist, sucht in Menden oder Umgeb. **Stellung auf einem Büro.** Angeb. unt. G M 124 a. d. MZ. erb.

Der Wert einer Anzeige wächst mit der Dauer ihrer Veröffentlichung

Ihre Wünsche

werden erfüllt durch die vielfach bewährten

Kleinanzeigen in der Mendener Zeitung

Gegründet

Wa

Erscheint täglich morgens mit und Verlag: Verlagsgesell Menden, Hochsauerstraße 3 preis monatlich RM. 1.20

Nr. 138

Rouen seit Auch

7 Transp

Führerhauptquart kommando der

Die am 5. Juni und südlich Laon hat zu einem voll dem die Weygandzo nommen war, wurd an mehreren Stelle seine Truppen u über die untere fen. Rouen ist sei scher Hand, die mehreren Stellen v überschritten. Eine ist bei St. Valery Nordwestlich Paris sionen an der O Paris und vor d laufenden Schutzstel piègne, der Sch Waffenstillstandsdikt Villers-Cotter Hand. Ostwärts d auf breiter Front reicht.

Auch unsere am Aisne-Kanal und d griff angetretenen Kämpfen den vor i schlagen und ihn gen. Reims ist g pagne ist die Su Trotz aller, zum T ter Gegenangriffe es auch gestern de Vorgehen zum Ste

Im Verlauf der der Feind außer ic lusten eine hohe Waffen und Art. Eine auch nu bisher nicht möglich

Die Luftwaffe Einsatz wesentlich z Heeres seit dem 5. gestern neben der u des Heeres wieder Le Havre und schiffe an der We folg an. Hierbei schiffe, davon ein 10 weitere, davon 3 Tonnen, durch Bo mehreren Schiffen

Bei den in der 9 zelt erfolgten Bom zeuge in Westdeut ben in das Innere

Am 11. Juni vers zeuge ohne Erf gen anzugreifen. liche Verluste, von drei durch Jäger, e geschossen.

Die feindlichen trugen gestern ins wurden 20 im Luft die Flak vernichtet störte. Außerdem wu ballons abgeschosse werden vermißt.

In Ergänzung mitgeteilt, daß bei Le Havre außer de Erfolgen gegen S schiff oder schw Bombe schweren K getroffen und besc

Feindliche

Führerhauptquar kommando der

Bei St. Valery englische Kräftegru weiterer Versuche, pen abzutransport französischer Kor und vier französis deure haben sich Gefangenen ü erbeutete Material ten ist unüberse

Weitere

Berlin, 12. Ju vier Panzerwa an anderen Stelle Flakartillerie zer